Zeitschrift für Historische Forschung 44 (2017), 693–815
Duncker & Humblot, Berlin

BUCHBESPRECHUNGEN

Mayenburg, David von / Orazio *Condorelli* / Franck *Roumy* / Mathias *Schmoeckel* (Hrsg.), Der Einfluss der Kanonistik auf die europäische Rechtskultur, Bd. 5: Das Recht der Wirtschaft (Norm und Struktur, 37.5), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, XIV u. 488 S., € 65,00.

Der hier zu besprechende Band ist Teil einer Reihe, die schon zuvor in dieser Zeitschrift Aufmerksamkeit gefunden hat (vgl. die Rezension von Band 1 in ZFH 40 [2013], 436–438, die Rezension der Bände 2–4 in ZFH 43 [2016], 754–756). Wurde bisher der Einfluss des kanonischen Rechts auf die Gebiete Zivil- und Zivilprozessrecht, Öffentliches Recht, Straf- und Strafprozessrecht und allgemeines Prozessrecht behandelt, so wendet sich die nun vorliegende Publikation in 18 Beiträgen der Frage zu, welche Leistungen das kanonische Recht für die wirtschaftsnahen Gebiete der heutigen Rechtsordnung erbracht hat. Die Autoren sind Vertreter des Fachs „historische Kanonistik" und stammen aus fünf Ländern. Michèle Bégou-Davia (1–22) untersucht die ökonomischen Auswirkungen des Benefizialwesens im 12. und 13. Jahrhundert. Orazio Condorelli (23–60) behandelt das Konzept der Kanonistik vom Begriff des „Interesses" (*id quod interest*) und geht in diesem Zusammenhang auf die Anfänge des Schadensersatzrechts ein. Der Erforschung der Geschichte der Korporation wendet sich Emanuele Conte (61–72) unter dem Titel „Corporation, Stiftung, Fondation: Un protagonista dell'economia attuale fra storia e dottrina" zu. Sein Ausgangspunkt sind zwei Neuerscheinungen auf dem Gebiet des Wirtschaftsrechts, zum einen Eric W. Orts' „Business Persons. A Legal Theory of the Firm" (Oxford 2013), zum anderen Gian Primo Cellas „Persone finte. Paradossi dell'individualismo e soggetti collettivi" (Bologna 2014). Er weist darauf hin, dass die von Otto von Gierke beeinflusste Forschung des 20. Jahrhunderts den Beitrag des kanonischen Rechts zur Theorie der juristischen Person zu wenig beachtet hat. Die Thematik wird von Silvia Di Paolo (117–143) aufgegriffen, die schwerpunktmäßig auf Probleme der *causa pia* und der *loca pia* eingeht. Florence Demoulin-Auzary (73–100) behandelt das mittelalterliche Recht des Almosens. Der Reform des päpstlichen Finanzwesens im 18. Jahrhundert durch den Juristenpapst Benedikt XIV. wendet sich Olivier Descamps (1101–115) zu, wobei der Zwiespalt zwischen einer Liberalisierung des Handels im Kirchenstaat (Einrichtung einer Congregazione Economica) und der Erneuerung eines strikten Zinsverbots durch die Bulle „Vix pervenit" von 1745 nicht zu übersehen ist. Gigliola di Renzo Villata (145–171) untersucht im Werk des Kanonisten Felino Sandei (1444–1503) dort behandelte Aspekte der Armut und des Reichtums, während Wolfgang Forster (174–186) dem Fall eines Klerikers nachgeht, der durch Vermögensaufgabe mittellos wurde und damit rechtliche Probleme der Insolvenz heraufbeschwor. Welche Rolle der Eid im kanonischen Recht spielt und wie dieses Recht des Eides das Wirtschaftsrecht Englands beeinflusst hat, beschreibt Richard H. Helmholz (187–201). Hans-Georg Hermann (203–222) geht darauf ein, wie das klassische Problem des gerechten Preises in der Kanonistik und vor allem in der Kontroversliteratur des 16. Jahrhunderts behandelt wird. Das schwierige Thema des kirchlichen Abgabenwesens wird umfassend von der Spätantike bis zum Spätmittelalter von Peter Landau (223–242) untersucht. Hieran schließt inhaltlich die Untersuchung von Mathias Schmoeckel (406–431) zum Thema „Der Bei-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

trag der Kanonisten zur Entstehung eines kirchlichen Steuerrechts“ an, worin insbesondere Fragen des Zehntrechts, der Verjährung und der Zinseintreibung behandelt werden. Dagegen stellt Nicolas Laurent-Bonne (243–267) die kirchenrechtlichen Probleme dar, die mit der Besteuerung von illegalen und unmoralischen Einnahmen (etwa durch Prostitution) verbunden waren. Dass die Kirche die Zuständigkeit für das Eherecht in Anspruch nahm, ist bekannt. Weniger bekannt sind Konflikte mit der weltlichen Herrschaft, wenn es sich um Streitigkeiten um das eheliche Vermögensrecht handelt. Matthias Maetschke (269–296) schildert einen Streitfall in der Normandie, der durch ein Übereinkommen zwischen Erzbischof und französischem König 1190 gütlich beigelegt werden konnte. David von Mayenburg (267–331) untersucht den kirchlichen Beitrag zum „Vertrauensschutz“, wobei es unter anderem um Wucher, falsche Maße und Gewichte und Weinverfälschung geht. Der Autor ist aber skeptisch, ob auf diesem Gebiet wirklich ein Einfluss des kanonischen Rechts auf die weltliche Rechtsordnung feststellbar ist. Wie Elemente des Bürgschaftsrechts (etwa die Akzessorietät der Schuld oder die Solidarität der Mitbürgen) durch die Kanonistik ab der Mitte des 12. Jahrhunderts entwickelt worden sind, zeigt Franck Roumy (333–374) auf. Anhand der „Summae confessorum“, insbesondere der einflussreichen Summa des Antoninus von Florenz (Antonio Pierozzi, 1389–1459), untersucht Andrea Padovani (375–403), wie aus kanonistischer und moraltheologischer Sicht im Spätmittelalter soziale Konflikte zwischen einem Arbeitsgeber und seinen untergeordneten Arbeitern ausgleichend gelöst wurden. Am Schluss des Bandes beschäftigt sich Joaquín Sedano (433–469) mit dem Problem der an den Papst zu zahlenden Annaten, das in den Reformforderungen des konziliaren Zeitalters und sogar noch auf dem Konzil von Trient eine große Rolle spielte. Der sehr reiche, wenn auch inhaltlich ein wenig disparate Band wird durch ein ausführliches Sach-, Namens- und Rechtsquellenregister erschlossen.

Hans-Jürgen Becker, Regensburg

Karsten, Arne / Hillard *von Thiessen* (Hrsg.), Normenkonkurrenz in historischer Perspektive (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 50), Berlin 2015, Duncker & Humblot, 343 S. / Abb., € 54,90.

Normenkonkurrenz, so verdeutlichen die Herausgeber des Sammelbandes gleich zu Beginn am Beispiel eines „Shitstorms“ in den Social Media, ist kein Phänomen, das sich auf die funktional noch wenig ausdifferenzierten Gesellschaften der Vormoderne beschränkt. Konfligierende Normensysteme, dies wird dem Leser wiederholt vor Augen geführt, treten uns vielmehr bis heute entgegen. Der Anspruch der Moderne, durch die Ausdifferenzierung sozialer, durch spezifische Normen strukturierter Felder normative Eindeutigkeiten zu schaffen, ist also eine Utopie geblieben. Die bis ins Spätmittelalter zurückreichende Vormoderne, so die von den Herausgebern vertretene Arbeitshypothese, zeichnete sich allerdings durch eine ganz spezifische Ausprägung von Normenkonkurrenz aus. Diese Konstellation von Normenkonkurrenz zu analysieren und danach zu fragen, wie sich der Normenhorizont europäischer Gesellschaften im Übergang zur Moderne grundlegend veränderte, ist Thema dieses Sammelbandes, der aus einer im Juni 2012 an der Universität zu Köln und der Bergischen Universität Wuppertal abgehaltenen Tagung hervorgegangen ist.

Normen übersetzen Werte, das heißt kollektiv geteilte Vorstellungen von dem, was wünschenswert ist, in reale Handlungsweisen. Normen sind also Handlungserwartungen, die festlegen, was in bestimmten Situationen geboten oder verboten ist, was als konform oder deviant gilt. Je nachdem in welcher sozialen Rolle ein Akteur handelt, können sich diese Normen unterscheiden. Träger sozialer Rollen fanden dabei in der

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Frühen Neuzeit kein eindeutiges Set gebotener Handlungsweisen vor, sondern mussten sich an unterschiedlichen, sich teilweise widersprechenden Normen orientieren. Idealtypisch lassen sich dabei drei verschiedene Normensysteme unterscheiden, die grundsätzlich alle als legitim betrachtet wurden und parallele Gültigkeit beanspruchen konnten: das religiöse, das gemeinwohlorientierte und das soziale Normensystem. Diese Normensysteme konnten ineinander übergehen, wodurch sich ihre Akzeptanz erhöhte; sie konnten sich aber eben auch widersprechen, wodurch ein Normenkonflikt als Folge von Normenkonkurrenz auftrat.

Die verschiedenen Beiträge des Sammelbands untersuchen dieses Auftreten von Normenkonkurrenz in vier unterschiedlichen Kontexten. Der erste Teil des Bandes richtet den Blick auf religiöse Normen und die „Welt". In seinem Beitrag zu katholischen Ordensgeistlichen im Safavidenreich zeigt etwa Christian Windler, wie die Missionare, deren Normenhorizont eigentlich von religiösen Normen geprägt sein sollte, sich in besonderem Maße mit der „Welt" und ihren ganz anders ausgerichteten Normen konfrontiert sahen. Der zweite Teil widmet sich Normen und Institutionen, wobei mit Letzterem vor allem die in der Frühen Neuzeit schnell wachsenden staatlichen Verwaltungsapparate gemeint sind. Die drei Beiträger setzen sich mit dem von den Herausgebern beschriebenen Konzept der Normenkonkurrenz durchaus kritisch auseinander und setzen teilweise auf alternative Erklärungsmodelle und Ansätze zur Erforschung des frühneuzeitlichen Normenhorizonts. Birgit Emich etwa bedient sich einer intersektionalen Mehrebenenanalyse, um das Zusammenwirken der Kategorien „Amt", „Stand" und „Patronage" zu untersuchen. Überzeugend legt sie dar, wie die mit diesen Kategorien verbundenen Normensysteme dauerhaft in Wechselwirkung standen und sich gegenseitig beeinflussten. André Krischer verwendet Methoden und Begriffe der Organisationssoziologie, um zu zeigen, wie in der Arbeitspraxis des englischen Flottenamtes in den 1660er Jahren die Konkurrenz zwischen formalen Verfahren und informellen Verhaltensweisen, zwischen Förmlichkeit und Geselligkeit, systemstabilisierende Wirkung zeitigte. Niels Grüne seinerseits argumentiert in seinem Beitrag über Wahlbestechung und Nepotismus hauptsächlich systemtheoretisch und kommt zu dem Schluss, dass zwischen den drei Normensystemen im Normalfall eher eine „hintergründige Komplementarität als diametrale Rivalität" (138) bestand. Der dritte Teil beleuchtet den normativen Rahmen wirtschaftlichen Handelns. Julia Zunckel beispielsweise zeigt hier anhand der Kontroverse um die Genueser Wechselmessen, wie wirtschaftliches Handeln auch in der Frühen Neuzeit noch von sozialen und religiösen Normen eingegrenzt wurde. Die Kirche agierte dabei allerdings nicht einfach als kapital- und wirtschaftsfeindlicher Normgeber, sondern war darum bemüht, den richtigen Gebrauch des Geldes vorzugeben. Der letzte Teil schlägt schließlich die Brücke in die Moderne. Jens Ivo Engels kann hier aufzeigen, wie moderne Gesellschaften den für die Vormoderne typischen kasuistischen, flexiblen und pragmatischen Umgang mit konfligierenden Normensystemen ablehnten und versuchten, auf normativem Gebiet Eindeutigkeit herzustellen. Die im Sammelband wiederholt betonte frühneuzeitliche Ambiguitätstoleranz sucht man in der Moderne vergebens. Weil die modernen Gesellschaften allerdings daran scheiterten, klare Grenzen zwischen Handlungsbereichen zu ziehen und eindeutige Normvorschriften anzuwenden, kämpfen sie beständig mit einem als moralisch defizitär empfundenen Zustand. Die Moderne, so Engels, sei deshalb moralisch ein „permanenter Reparaturbetrieb" (227).

Beschlossen wird der Band von einem Beitrag Hillard von Thiessens, der die verschiedenen Aspekte von Normenkonkurrenz als Konzept historischer Forschung nochmals umfassend beleuchtet. Von Thiessen zieht hier nicht nur eine gelungene Bilanz der Tagung, sondern verdichtet auch seine eigenen langjährigen Forschungen

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

zum Umgang mit unterschiedlichen Normensystemen zum Modell einer spezifisch frühneuzeitlichen Normenkonkurrenz. Dass die Tagung im Hinblick auf die Schärfung dieses Modells durchaus fruchtbar war, wird etwa deutlich, wenn von Thiessen die vorgebrachte Kritik, der Begriff der Normenkonkurrenz fokussiere zu stark auf Konflikte, ernst nimmt und betont, Normenkonkurrenz beschreibe eine Konstellation *potentieller* Normenkonflikte, nicht aber einen per se konfliktiven Zustand.

Die Beiträger und Beiträgerinnen des Sammelbands setzen sich in der Mehrheit intensiv mit den von den beiden Herausgebern vorgegebenen Forschungsfragen und -konzepten auseinander, was dem Band zu einer erfreulichen und durchaus nicht selbstverständlichen Kohärenz verhilft. Dass gewisse Begriffe dabei nicht immer ganz einheitlich verwendet werden (so resultiert die „Überlappung von Normensystemen" einmal in Normenkonkurrenz, ein andermal hingegen gerade in der gesteigerten Akzeptanz einer Norm), fällt kaum weiter ins Gewicht. Eine wünschenswerte Ergänzung des Bandes hätte allerdings, analog zum Beitrag über die Normenkonkurrenz in der Moderne, ein eigener Artikel zur Normenkonkurrenz im Mittelalter dargestellt. Die postulierte charakteristische Ausprägung der frühneuzeitlichen Form von Normenkonkurrenz hätte sich dadurch noch etwas schärfer herausarbeiten lassen. Dieses kleine Desiderat ändert allerdings kaum etwas an dem grundsätzlich überaus positiven Eindruck, den dieser Sammelband beim Rezensenten hinterlassen hat. „Normenkonkurrenz in historischer Perspektive" und insbesondere der syntheseartige Beitrag Hillard von Thiessens bieten Lesern und Leserinnen einen hervorragenden Blick auf den frühneuzeitlichen Umgang mit Normensystemen.

Andreas Affolter, Bern

Reinhard, Wolfgang, Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015, München 2016, Beck, 1648 S. / Abb., € 58,00.

Der gewaltige Umfang des Opus maximum Wolfgang Reinhards erklärt sich nicht zuletzt daraus, daß der Autor die vier Bände seiner zwischen 1983 und 1990 erschienenen „Geschichte der europäischen Expansion" zu einer „wissenschaftlich anspruchsvollen Gesamtausgabe aus einem Guss" (11) verdichtet hat. Der Erzählduktus ist nüchtern; alles ist gut lesbar, auch für ein breites Publikum verständlich geschrieben. Dabei gebraucht Reinhard ein in Maßen politisch korrektes Vokabular („Neger" oder „Negersklaven" gibt es nicht mehr, dafür, mit guter Begründung [12], nach wie vor „Indianer", die man ja eigentlich „Indigene" nennen sollte). Aussagen sind oft pointiert und von jener scheinbaren Unbekümmertheit, die allein souveräne Beherrschung des Stoffs gestattet. Gegenüber der „Erstausgabe" widmet der Autor unter anderem den Geschicken von Frauen entschiedener Aufmerksamkeit.

So macht er sich daran, die Wege Europas (genauer vielleicht: Lateineuropas und Rußlands) in die Welt nachzuzeichnen, beginnend mit ersten Kontakten in der Antike und frühesten Vorstößen von Seefahrern, Kaufleuten und Kriegern nach Osten und Westen im Mittelalter. Der weite Bogen der Darstellung spannt sich bis zur Gegenwart. Auch die „Dekolonisation" des sowjetischen Imperiums wird behandelt, ebenso die bisher ausgebliebene Dekolonialisierung der von Israel besetzten Gebiete, die als eine Art letzte, längst anachronistische „Siedlerkolonie des Westens" charakterisiert wird. Jungen Arabern und Israelis sei die Lektüre von Seite 1251 empfohlen, wo Reinhard der Kunst aktiven Vergessens eine Lanze bricht.

Der Autor argumentiert, daß die europäische Expansion noch immer andauere, weil Europas Kultur, seine Institutionen, seine technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften global geworden seien, sei es auch über den Schößling USA. Er spricht

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

die Gegenbewegungen an – von Retribalisierung bis zur Rückbesinnung auf lokale oder nationale Traditionen, so daß es phasenweise zu „Deglobalisierung" kommen konnte (1261 f.). Mit der Erosion der Kolonialreiche und der fortschreitenden Globalisierung setzen sich Kreolisierungsprozesse fort. Sie werden vor allem auf dem Feld der Religion analysiert, aber auch auf dem der Mode, der Eßgewohnheiten und des Sports (1294 ff.). Die am Fall des kastilischen Reiches explizierte Einsicht des spanischen Humanisten und Grammatikers Elio Antonio de Nebrija (1444–1522), daß sich Sprachen gewöhnlich im Schlepptau der Macht verbreiten, findet auch in Reinhards Buch Bestätigung (1299). Mit gutem Recht widmet Reinhard indes der Ökonomie die weitaus meiste Aufmerksamkeit.

Vermutlich lassen sich auch häßliche Entwicklungen wie das zumindest zeitweilig erfolgreiche Auftreten rassistischer und neonationaler Gruppierungen in diesen Zusammenhang bringen. Nicht zuletzt mag die durch die Globalisierung und den mit ihr verbundenen Informationsoverkill ausgelöste Verunsicherung zum Aufstieg populistischer „starker Männer" mit kaum verhüllten autoritären Neigungen beigetragen haben, wie er von Moskau und Ankara bis Budapest und Washington derzeit zu beobachten ist: ein dialektischer Widerspruch zu ungewohnter Komplexität. Mag sein, daß – in sehr langfristiger Perspektive – die noch immer zu registrierende „große Divergenz", die den „Westen" bis an die Schwelle der Gegenwart politisch, ökonomisch und kulturell dominieren ließ, dabei ist, sich zur „großen Konvergenz" zu wandeln, wie Grinin und Korotayev argumentieren (Leonid Grinin / Andrey Korotayev, Great Divergence and Great Convergence. A Global Perspective, Cham [u. a.] 2015).

Nur am Rand wird den Gründen für die „große Divergenz" und damit den Voraussetzungen der europäischen Vormachtstellung nachgegangen (29–31). Warum gingen die Europäer auf Reisen, entdeckten und eroberten, während „die anderen" dies kaum – Ausnahmen wie die freilich großangelegten Expeditionen unter Kaiser Yongle bestätigen die Regel – oder gar nicht taten? Nur mit Einschränkungen zuzustimmen ist der wohl von Positionen der „Californian School" um Kenneth Pomeranz abgeleiteten These, daß zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert von einer generellen Überlegenheit der Europäer gegenüber den asiatischen Hochkulturen keine Rede sein könne. Was die ökonomischen Verhältnisse anbelangt, mögen einige Gebiete Asiens (etwa die Küstenstädte oder das Yangzi-Delta) den prosperierendsten Regionen Lateineuropas gleichgekommen sein. Was die technologischen Entwicklungen und das „prometheische" Wachstum – nämlich, mit Deepak Lal, durch Innovationen – betrifft, waren sie es nicht. Der scheinbar unaufhaltsame Aufbruch der islamischen Welt seit dem 8. Jahrhundert, Chinas in der Song-Zeit, daneben Koreas und Japans fand keine Fortsetzung in der Neuzeit. China blieb Heimat des Schießpulvers ohne Musketen, des Drucks ohne Druckerpresse und großer Schiffe ohne bewegliche Segel (Joseph Needham). Auch in anderen Kulturen stagnierten technologische Entwicklungen. Des Buchdrucks mit beweglichen Lettern und Presse bediente sich bis ins 19. Jahrhundert fast ausschließlich Europa. Hätte Kolumbus ohne die Kenntnis der antiken Geographie, die die Landmassen der Erde irrigerweise als viel zu groß einschätzte, gewagt, nach Südwesten (Nicolás Wey Gómez, The Tropics of Empire. Why Columbus Sailed South to the Indies, Cambridge / London 2008) zu segeln? Die Europäer verfügten in der Frühen Neuzeit über Feuerwaffen hoher Qualität und verstanden sich darauf, „geometrisch" organisierte Festungen zu bauen; die „seltsamen Parallelen" (Victor Lieberman) zwischen europäischer und asiatischer Staatlichkeit sollte man nicht übertreiben. In den meisten Staaten jenseits Europas gab es weder starke, politisch einflußreiche Mittelschichten noch einen rechtlich umhegten Eigentumsschutz, der Risikoinvestitionen abgesichert hätte. Und: Im Mittelalter – mindestens bis ins 13. Jahrhundert – war das arme, ver-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

gleichsweise rückständige Europa für asiatische Händler schlicht uninteressant, während sich für die Europäer gewaltige Gewinnchancen eröffneten. Grundlegend änderte sich das erst mit dem Silberboom des 17. Jahrhunderts, der Versorgung Chinas und Indiens mit amerikanischem Silber, das über Acapulco und Manila verschifft wurde.

Reinhard hat natürlich recht, wenn er schreibt, daß sich die Anfänge der europäischen Mission weder mit der „besonderen Wissenskultur" Europas noch mit Profitstreben oder Missionsgeist (oder Kreuzzugseifer) allein erklären lassen (30). Dennoch ist es ein wenig schade, daß gerade er, einer der weltweit besten Kenner der Geschichte der Expansion, sich zu den Ursachen des „europäischen Wunders" nicht etwas prononcierter positioniert. Allerdings wäre mit dem Autor auch zu diskutieren – nicht nur mit Blick auf eine sich in der Gegenwart abzeichnende neuerliche Verlagerung der Weltgeschäfte nach Asien –, ob der starke Titel seines Buches gerechtfertigt ist. Ob Europa oder auch der Westen jemals „die Welt" beherrschte, steht ja mehr als dahin. Aber das sind Fragen, die ein großes Werk wie das Reinhards anregen kann, nicht aber beantworten muß.

Ein Wort noch zum Schluß: Einleitend stellt Reinhard fest, die „Geschichte der europäischen Expansion" sei sein wichtigstes Werk gewesen. Das mag seine subjektive Einschätzung sein. Der Rezensent hätte allerdings länger überlegen müssen, welcher der Schriften des Autors er dieses Prädikat zuerkennen würde. Die Geschichtswissenschaft verdankt ihm überreiche Anregung – zum Beispiel, was die Konfessionalisierungsforschung, die Geschichte der Staatsgewalt oder auch die Analyse von Netzwerken betrifft. Das jetzt vorgelegte Meisterwerk gibt Gelegenheit, sich vor einem der Größten unseres Fachs zu verneigen.

Bernd Roeck, Zürich

Weinfurter, Stefan / Volker *Leppin* / Christoph *Strohm* / Hubert *Wolf* / Alfried *Wieczorek* (Hrsg.), Die Päpste und ihr Amt zwischen Einheit und Vielheit der Kirche. Theologische Fragen in historischer Perspektive (Die Päpste, 4; Publikation der Reiss-Engelhorn-Museen, 77), Regensburg 2017, Schnell & Steiner, 302 S. / Abb., € 29,95.

Der Sammelband ist aus einer Tagung hervorgegangen, die im April 2016 in den Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen stattfand, gleichsam als Vorspiel zu der im nachfolgenden Jahr an derselben Stelle eröffneten Ausstellung „Die Päpste und die Einheit der lateinischen Welt". Dabei sollte der Akzent, wie der Untertitel der Publikation unterstreicht, darauf gelegt werden, theologische Ideen, Probleme und Konflikte in übergeordnete geschichtliche Zusammenhänge einzuordnen, was konkret heißen muss: die ideologische Fundamentierung des Papstamtes in ihrer Bedeutung für die Ausdehnung und Umsetzung von Macht- und Herrschaftsansprüchen zu gewichten. Eine solche Perspektive ist zugleich innerwissenschaftlich willkommen, da sie Brückenschläge zwischen den künstlich getrennten Disziplinen „Kirchengeschichte" und „Profangeschichte" verspricht, und fraglos auch für ein breiteres Publikum interessant, für das die Ausstellung ja zweifellos gemacht wird. Der letztere Zweck der Vermittlung von Forschungsergebnissen an eine größere Öffentlichkeit, die nach seriösen Erklärungen der Vergangenheit in einer allgemein verständlichen gehobenen Alltagssprache sucht, in Massenmedien jedoch mit Vulgarisierungen abgespeist wird und in Fachpublikationen vom oft überflüssigen Metajargon abgestoßen wird, hätte eine Abstimmung der Stilebenen zwischen Autoren und Herausgebern vorausgesetzt. Diese ist jedoch nicht erkennbar. Nur ein Teil der Beiträge wie Günther Wassilowskys Aufsatz „Innovation und Tradition im Papsttum: Die Päpste als Reformer" ist für Nichthistoriker problemlos lesbar. Hier wird historisch fundiert und sprachlich be-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

hutsam aufgezeigt, in welchem Maße Päpste der Vergangenheit und Gegenwart in „Systemzwänge“ und dazugehörige Traditionen eingebunden waren und sind, die durchgreifende Veränderungen erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Allerdings hätte sich gerade in diesem Zusammenhang ein Blick auf den Pontifikat Innozenz' XI. Odescalchi angeboten, der ab 1676 die päpstliche Herrschaft durch radikale Umgestaltungen, die teilweise einer stillen Revolution gleichkamen, überhaupt erst überlebensfähig für die nächsten hundert Jahre machte. Aus diesem Exempel hätten sich auch Schlussfolgerungen darauf ziehen lassen, unter welchen Voraussetzungen Insider-Profiteure wie die kurialen Führungsfamilien bereit sind, einschneidenden Wandel zulasten ihrer Privilegien hinzunehmen – dann nämlich, wenn die ökonomischen und moralischen Grundlagen des Systems zutiefst erschüttert sind, was ein schrittweises und schließlich weitreichendes Zurückschrauben des Reformrigorismus im 18. Jahrhundert nicht ausschließt.

Eine thematische Verklammerung, wie sie der Untertitel ankündigt, ist ebenfalls nur begrenzt erkennbar. So bieten die Beiträge von Peter Walter zu „Theologische[n] Grundlagen des Papsttums“, von Bernd Schneidmüller über „Die Päpste und die Herrscher dieser Welt im Spätmittelalter“, von Volker Leppin zu „Debatten über das Papsttum um 1300“ und von Karl Pinggéra über „Altes und Neues Rom. Der päpstliche Primat aus östlich-orthodoxer Sicht“ solide und manchmal stimulierende Informationen zu Einzelaspekten. Danach tragen Hubert Wolf mit seinem Beitrag über „Das Papsttum vor den Herausforderungen der Moderne“ und Mariano Delgados Aufsatz „Petrusdienst an der Einheit der Christen und Hüter der Menschheitsfamilie. Auf dem Weg zu einem Papsttum für das 3. Jahrtausend“ neben Analysen zum problematischen Verhältnis des Papsttums zur Welt des 19. und 20. Jahrhunderts sehr persönlich eingefärbte und engagierte Standpunkte vor, während die sehr lesenswerte Schlussbetrachtung „‚Ich schreie, schreie und schreie!‘ Zur Problematik päpstlicher Reformen“ von Stefan Weinfurter die Problematik der Erneuerbarkeit von Papstamt und Kurie im Spannungsfeld von Tradition, institutionellen Zwängen und europäischen Öffentlichkeitserwartungen reflektiert. Querverbindungen zwischen diesen einzelnen Themenfeldern werden aber meistens nicht gezogen; dazu sind die Fokussierungen der Autoren zu unterschiedlich.

Auch die im Titel angekündigte Verschmelzung der Disziplinen und Perspektiven findet nicht wirklich statt. Allzu deutlich wird in nicht wenigen Beitragszeilen, was von welcher Fakultät stammt. So ist die Aussage, dass die Konzilien des 15. Jahrhunderts dem Papsttum keine neue konstitutionelle Rolle zuschreiben wollten, in Thomas Prügls Text „Kontrolliertes Papsttum. Zur Rollenverteilung von Papst und Konzil in den konziliaristischen Debatten des 15. Jahrhunderts“ nur schwer nachvollziehbar, da die in diesem Zusammenhang zitierten Quellen das schiere Gegenteil überreichlich belegen. Unübersehbar apologetisch eingefärbt ist auch Klaus Unterburgers Beitrag „Kirche in Rom – Kirche vor Ort. Zur Rolle des Papsttums in der Religiosität der Frühen Neuzeit“. Aus Berichten einzelner Konvertiten und frommer Memoranden darauf zu schließen, dass der Papst in die Seelen kommt (wie eine Abschnittsüberschrift suggeriert), ist gewagt; zumindest müsste hier nach Bildungsschichten und Erfahrungswelten grundsätzlich unterschieden werden. Auf der anderen, der protestantischen Seite kommt in Christoph Strohms Studie über „Papsttum und Kirchenrecht in der Sicht der Reformation“ die wahrhaft konstitutive Bedeutung von Luthers abgrundtiefem Papsthass nicht richtig zur Geltung; sie wird nur sehr kurz angesprochen. Michael Matheus' Beitrag „Das Renaissancepapsttum im Kontext struktureller Entwicklungen“ ist reich an wissenswerten Fakten, vor allem zum päpstlichen Finanzwesen, klammert dafür aber wesentliche Aspekte aus. Mit dem knappen Hinweis auf

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

die Pietas-Norm ist das Phänomen des Staatsbildungsnepotismus zwischen 1471 und 1549 mit seiner Destabilisierung der italienischen Staatenlandschaft und den polemischen Diskussionen, die es europaweit auslöste, kaum angemessen gewürdigt. Auch über die Erschütterungen und die Kontroversen, die der Sacco di Roma an der Kurie selbst und in intellektuellen Zirkeln ganz Europas über die Neubestimmung des Papsttums auslöste, findet sich hier kaum etwas, ebenso wenig über die kritische Einschätzung der päpstlichen Propaganda und Selbstdarstellung in dieser Zeit. So lautet das Fazit, dass der Band zwar viel Licht auf wichtige Aspekte des Papsttums in seiner langen Geschichte wirft, doch kaum große Linien nachzeichnet. Vor allem aber hätte ihm an manchen Stellen mehr Biss und Mut zu unbequemen Thesen gutgetan.

Volker Reinhardt, Fribourg

O'Malley, John W., The Jesuits and the Popes. A Historical Sketch of Their Relationship, Philadelphia 2016, Saint Joseph's University Press, 149 S. / Abb., $ 40,00.

John W. O'Malley ist ohne Zweifel der Doyen der modernen Geschichtsschreibung zum Jesuitenorden und einer der profiliertesten Kenner des frühneuzeitlichen Katholizismus. Neben großen Darstellungen zählt seit längerem die kleine Form zu einer seiner Stärken. Wie nur wenige andere Autoren versteht es O'Malley dank seiner souveränen Kennerschaft der Materie immer wieder, umfangreiche und komplexe Zusammenhänge auf vergleichsweise wenigen Seiten pointiert und doch mit Nuancierung und Tiefgang zu beschreiben. Das galt schon für seinen Überblick über die Kultur- und Ideengeschichte der Frühen Neuzeit (The Four Cultures of the West, 2004), das galt erst recht für seine kurze Geschichte des Jesuitenordens (2014), und das gilt nun auch für seine Geschichte der Beziehungen zwischen diesem Orden und den Päpsten. O'Malley erweist sich in diesem neuen Buch einmal mehr als Meister der pointierten Beobachtung und Charakterisierung. Diese Eigenschaften machen dieses „kleine Buch über ein sehr großes Thema" (1) auch dort zu einem Lesevergnügen, wo der Autor im Wesentlichen bekannte Details berichtet.

O'Malley geht chronologisch vor und verfolgt die Beziehungsgeschichte zwischen Jesuiten und Päpsten von Paul III., der die Gründungsdokumente erließ, bis zu Franziskus, dem ersten Papst aus dem Orden. Organisiert ist das Buch dabei eher aus der Ordensperspektive: Päpste, die keine besondere Bedeutung für die Societas Jesu hatten, finden auch keine Erwähnung. Beim Durchgang durch die Jahrhunderte bleiben vor allem zwei übergeordnete Aussagen im Gedächtnis. Erstens ist O'Malley sehr darum bemüht, die extreme Variabilität des Verhältnisses zwischen Orden und Päpsten zu betonen. Auch dieses Buch schreibt also gegen die „schwarze Legende" an, der zufolge die Jesuiten die papsttreuen Erfüllungsgehilfen römischer Ziele und Pläne gewesen seien. Erst im 19. Jahrhundert, so stellt O'Malley in klarer Analyse fest, sei dieser zum Stereotyp geronnene Schulterschluss zwischen rotem und schwarzem Papst (wenn überhaupt) einmal Realität geworden. Beeindruckend ist bei dieser nuancierten Schilderung des vielfältigen Wechselspiels von Gegnerschaft und Allianz die durchgängige Relativierung der Rolle der Jesuiten: Der Orden sei stets nur eine Art Juniorpartner des Papsttums gewesen. Die Jesuiten seien um ein Vielfaches mehr vom Papsttum abhängig gewesen als andersherum. Über diese Wertung mag man mit Blick auf einzelne Aspekte der Christentumsgeschichte diskutieren wollen, doch aufs Ganze gesehen kehrt damit eine wohltuende Nüchternheit in die Beschreibung dieser vielfach so grotesk verzeichneten Beziehung ein. In diesem Modus plädiert O'Malley auch dafür, den aktuellen Pontifikat eines Jesuiten nicht a priori als entscheidendes Ereignis der Ordensgeschichte anzusehen. Wer wisse schon – mit dieser distanzierenden Frage

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

schließt das Buch –, ob der Jesuitenpapst nicht nur eine obskure Fußnote sein wird, wenn zukünftige Historiker auf unsere Zeit zurückblicken (118)?

Der zweite übergeordnete Punkt, der bei der Lektüre im Gedächtnis bleibt, ist die konsequente Einbettung des Themas in die „longue durée". Damit ist nicht nur gemeint, dass bei O'Malley die Abschnitte vor und nach 1773 gleich gewichtet werden. Vor allem weist O'Malley sehr eindrücklich auf die Vorgeschichte hin, in die die Beziehung von Societas Jesu und Papsttum eingebettet werden muss. In großen Strichen und doch differenzierend zeichnet der Autor die vielfältigen Kooperationsformen nach, die Päpste und Orden im Lauf der Jahrhunderte vor 1540 bereits etabliert hatten; die Jesuiten fügten sich in ein bestehendes Muster institutioneller Zusammenarbeit ein, das bereits bestens eingespielt war. Auch wenn die Betonung der Vorgeschichte des Jesuitenordens hier nur in sehr knappen Zügen angedeutet ist, so scheint mir die Betrachtung des Ordens stärker vom Mittelalter her doch eine zukunftsträchtige Perspektive auch in anderen Bereichen der Jesuitenforschung zu sein.

Alles in allem hat O'Malley ein großes kleines Buch geschrieben, das nicht nur als Einführung taugt, sondern ob seiner souveränen Urteile auch für Leser mit Vorwissen stets anregend ist und Anstöße zum Weiterdenken gibt.

Markus Friedrich, Hamburg

Ferrari, Michele C. / Beat *Kümin* (Hrsg.), Pfarreien in der Vormoderne. Identität und Kultur im Niederkirchenwesen Europas (Wolfenbütteler Forschungen, 146), Wiesbaden 2017, Harrassowitz in Kommission, 280 S. / Abb., € 62,00.

Der Band vereinigt die Beiträge einer internationalen wissenschaftlichen Tagung, die im März 2007 [sic!] an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel unter dem Titel „‚Da heime in miner Pfarre'. Identitätsbildung und Kulturtransfer im europäischen Niederkirchenwesen vor 1600" stattfand. Die meisten der Autorinnen und Autoren orientieren sich in ihren Texten an Fragestellungen des „cultural turn" in den Sozial- und Geisteswissenschaften und untersuchen Pfarreien als Orte gemeindlicher Identitätsausprägung wie kultureller Interaktion. Die so konturierte Pfarreiforschung wird in vergleichender europäischer Perspektive betrieben. Der zeitliche Schwerpunkt liegt auf dem späten Mittelalter.

Der erste Teil des Bandes bietet „Regionale Überblicke" (25–134), der zweite „Thematische Zugänge" (137–267). Die Überblicke gelten Deutschland, Nord- und Mittelitalien und England. Enno Bünz (25–59) gibt einen knappen, aber sehr instruktiven Bericht über die Erforschung der „Pfarreien und Pfarrgemeinden im spätmittelalterlichen Deutschland" und behandelt grundlegende Fragen, wie etwa diejenigen nach der Anzahl der dortigen Kirchengemeinden und der durchschnittlichen Sprengelgröße oder aber nach den kanonischen Rahmenbedingungen und innerkommunalen Gemeindestrukturen. Er fragt darüber hinaus nach dem Verhältnis der Gläubigen zu ihrer Pfarrgemeinde und kommt schließlich zu dem Ergebnis, dass sich „in den spätmittelalterlichen Pfarreien vielfältige ‚Identitäten'" manifestierten (59). „Die Pfarrei war im Mittelalter die wichtigste Schnittstelle von Kirche und Welt, die von Geistlichen wie Laien bestimmt und gestaltet wurde." (ebd.)

Trotz seines lakonischen Titels „Parish Communities in Late medieval England" ist der Aufsatz von Robert N. Swanson (95–134) deutlich stärker kulturwissenschaftlich geprägt als derjenige von Bünz. Swanson versteht die Pfarrei als „a complex organism, and a fundamental building block of urban and rural societies" (95), Gemeinde als einen „process, multi-faceted and fluid", und Kirche insgesamt als „an agglomeration of

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

‚discourse communities'" (97). Er fragt nach der kulturellen Manifestierung von Gemeinde, um schließlich die „cultural community" unter den Aspekten ihres besonderen Kulturmusters („particular cultural pattern"), des Kulturtransfers und eines beständigen Wandels („change") zu diskutieren. Das bleibt angesichts des weitgesteckten räumlichen und zeitlichen Rahmens (von etwa 1300 bis zur Reformation in England) naturgemäß auf ausgewählte Beispiele beschränkt, ist aber dennoch ausgesprochen anregend.

Untersuchungen weiter Felder sind auch die Aufsätze von Giorgio Chittolini und Catherine Vincent. Chittolini („Parrocchie, pievi e chiese minori nelle campagne padane (secoli XIV-XV)", 61–94) bietet einen Überblick über Aspekte der ländlichen Pfarreientwicklung in Nord- und Mittelitalien und arbeitet deutliche Unterschiede zwischen den niederkirchlichen Strukturen jener Regionen und den Verhältnissen nördlich der Alpen heraus. Vincent betont in ihrem Beitrag („Identité et transferts culturels dans les paroisses françaises du XIIIe au XVe siècle", 137–155), der erstaunlicherweise den „Thematischen Zugängen" zugeordnet wurde, dass die räumliche Formierung der Gemeinden im „royaume de France" während jener Jahrhunderte beinahe abgeschlossen war und Kulturtransferprozesse keineswegs nur von oben nach unten verliefen, sondern auch umgekehrt, da Predigten oder kirchliche Rituale stark von lokalen Praktiken geprägt sein konnten.

„Thematischen Zugänge" werden darüber hinaus in einigen weiteren Beiträgen erschlossen: Arnd Reitemeier beschreibt die Sorge von Rat und Kirchmeistern um die Kirchenfabrik („‚Man hat Gott und alle Allte Christenliche Ordnung lieb gehabt und geüffert …'. Kultur in der Pfarrkirche – Identifikation mit der Pfarrkirche in der Stadt des späten Mittelalters", 157–175); Martin Brandl untersucht die Bedeutung von künstlerischen Zitaten bei der architektonischen Gestaltung von Kirchenräumen („Der Bau von Pfarrkirchen in Nürnberg und Schweinfurt, 177–207); Magnus Williamson widmet sich der durch eine erweiterte Frömmigkeitspraxis an Vielfalt gewinnenden Kirchenmusik im England des 15. Jahrhunderts („Parish Music in Late Medieval England: Local, Regional, National Identities", 209–243), und István Monok schildert die Anlage von Pfarrbibliotheken in Ungarn („Die Pfarreien und ihre Bücher im Karpatenbecken in der Frühen Neuzeit", 245–267).

Der hier besprochene Band verlangt seinen Leserinnen und Lesern manches ab – und das betrifft nicht allein die zum Verständnis erforderlichen Sprachkenntnisse. Denn sie benötigen neben der Fähigkeit zu abstraktem Denken auch die Flexibilität, sich auf die sehr unterschiedlichen Aspekte der Beiträge und die Eigenheiten der jeweiligen europäischen Schauplätze einzustellen. Hierbei hilft zwar die vorzügliche Einführung in Themen und Texte der Herausgeber Ferrari und Kümin. Dann aber werden die Leserinnen und Leser sich selbst überlassen: Eine vergleichende Synthese oder auch nur ein bloßes Fazit am Ende des Bandes fehlen. Die Beiträge bleiben somit lediglich Bausteine einer vergleichenden europäischen Pfarreiforschung der Vormoderne. Allerdings wäre angesichts der Weite des Feldes mehr hier auch zu viel verlangt. Das von den Herausgebern formulierte Ziel von Tagung und Sammelband war naturgemäß bescheidener, nämlich „einen Beitrag zur Bündelung der vielfältigen Forschungsaktivitäten in unterschiedlichen Interessensgebieten zu leisten" (13).

Noch etwas muss man sich schließlich bei der Lektüre der Aufsätze vor Augen halten: Die Tagung fand 2007 statt, die Veröffentlichung der Texte erfolgte „durch eine unglückliche Verkettung von Ereignissen sowohl akademischer als auch privater Natur" (7) aber erst 2017. Nicht alle Beiträge wurden wie der von Enno Bünz noch einmal aktualisiert; Martin Brandls Beitrag beruht sogar auf seiner Dissertation von 2001 (177,

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Anm. 1). Skepsis an der Aktualität des wissenschaftlichen Diskurses ist also angebracht. Denn zwischen 2007 und 2017 hat die Pfarreiforschung, wenn auch zumeist auf benachbarten Feldern, erhebliche Fortschritte gemacht. Das zeigen deutlich allein die beachtenswerten Sammelbände von Nathalie Kruppa („Pfarreien im Mittelalter. Deutschland, Polen, Tschechien und Ungarn im Vergleich", Göttingen 2008), Werner Freitag („Die Pfarre in der Stadt. Siedlungskern, Bürgerkirche, urbanes Zentrum", Köln 2011) und Enno Bünz / Gerhard Fouquet („Die Pfarrei im späten Mittelalter", Ostfildern 2013). Dennoch: Der Band überwindet manche noch bestehende Begrenzung in der Forschung und weist bisher wenig beschrittene Wege. Er regt zu weiteren vergleichenden Studien im europäischen Kontext an und bietet dafür eine vorzügliche Anleitung.

Stefan Pätzold, Bochum

Daybell, James / Svante *Norrhem* (Hrsg.), Gender and Political Culture in Early Modern Europe, 1400 – 1800, London / New York 2017, Routledge, XIV u. 240 S., £ 29,99.

Der Band versammelt zwölf Beiträge zu vier Themenfeldern, verbunden durch das Ziel der Herausgeber, einen Beitrag zur Erforschung der Beziehungen von „gender, power and political authority" (3) zu leisten. Ins Zentrum gerückt werden dabei in erster Linie Familie bzw. Haushalt als Einheiten, innerhalb derer Frauen der Zugang zu Macht bzw. Herrschaft im frühneuzeitlichen Europa möglich war.

Dem ersten Themenfeld, „Diplomacy, Gifts and the Politics of Exchange", sind zwei Beiträge zugeordnet, die zum einen die Relevanz von Porzellan und Delfter Ware in der Repräsentationspolitik von Frauen des Hauses Oranien im 17. Jahrhundert, zum anderen die Handlungsmöglichkeiten von Frauen höfischer Amtsträger und Diplomaten in Schweden zum Gegenstand haben. Drei weitere Beiträge sind überschrieben mit „Socio-Economic Structures, Gender and Politics". Der eine nimmt die ungewöhnliche Position einer vermögenden norwegischen Dame als Lehensträgerin im 16. Jahrhundert in den Blick. In einem weiteren zeigt Barbara Harris, der wir zahlreiche Studien zu Frauen der englischen Aristokratie im 15. und 16. Jahrhundert verdanken, anhand einer Familie, wie adlige Netzwerke auch unter Schwestern und Nichten entwickelt wurden und funktionierten. Ein Beitrag zum Umgang verwitweter Frauen mit Besitz und Besitzweitergabe im ländlichen Frankreich des 18. Jahrhunderts ergänzt dieses Kapitel.

Es schließen sich zwei Aufsätze zu „Women and Gendered Politics at Court" an, von denen der erste das Bild männlicher Diplomaten von weiblicher Herrschaft in England und Schottland im 16. Jahrhundert zum Gegenstand hat, der zweite das Agieren von Frauen der Medici-Familie am Florentiner Hof der gleichen Zeit behandelt. Hier geht es vor allem darum zu zeigen, dass keineswegs nur die Gemahlin des Fürsten, sondern alle Frauen der Dynastie an deren Repräsentation und Absicherung beteiligt waren, und zwar in sehr differenzierter Weise zwischen repräsentativer Frömmigkeit, kultureller Patronage und der Gestaltung politischer Netzwerke. Unter der Überschrift „Voting and Political Representation" folgen dann noch zwei Beiträge, die sich in vergleichbarer Weise der Einbeziehung von Frauen in frühneuzeitliche Wahlsysteme in England bzw. Schweden und Norwegen zuwenden. Deutlich wird hier einmal mehr, dass die Basis des Votums in Besitz bzw. Steueraufkommen lag und dass auf dieser Basis in allen drei Fällen Frauen als Erbinnen und Landbesitzerinnen in solche Wahlsysteme einbezogen sein konnten.

Abgerundet wird der Band durch eine substantielle Einleitung der beiden Herausgeber, in der insbesondere Schwerpunkte der Forschung zur „political agency" von

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Frauen diskutiert werden wie etwa ihre Rolle bei der Leitung von Haushalten, bei der Schaffung und Perpetuierung von Netzwerken, nicht zuletzt über Korrespondenzen, aber auch ihre Handlungsspielräume im Kontext von Diplomatie und höfischer Gesellschaft sowie ihre Rolle als Mittlerinnen in kulturellen Transferprozessen. Viele dieser Aspekte werden, wie oben angesprochen, dann in einzelnen Beiträgen vertieft. In seinem einleitenden Beitrag zu „Gender, Politics and Archives in Early Modern England" spricht James Daybell zudem ein zentrales Problem, auch und gerade von Forschungen zum herrschaftlichen Wirken von Frauen an: die Überlieferung aussagekräftiger Quellen. Ausgehend von seinen langjährigen und materialreichen Arbeiten zu Briefwechseln adliger Frauen stellt er Überlegungen dazu an, welche Schriftlichkeit Frauen in der Frühen Neuzeit eigentlich produzierten und wie mit dieser umgegangen wurde. Die im Allgemeinen signifikant größeren Verluste in der Überlieferung zu und von Frauen stellen sich dabei einmal mehr als strukturelles Problem, nicht als Zufall heraus. Außerdem in dem Band enthalten ist ein abschließender Ausblick von Merry Wiesner-Hanks, die – ausgehend von neueren englischsprachigen Publikationen – den Blick über Europa hinaus weitet und zugleich das in den Beiträgen eher am Rande tangierte Feld von Religion und Konfession als politischen Handlungsraum von Frauen einbezieht.

Mit diesen inhaltlichen Aspekten und räumlichen Schwerpunkten bietet der Band einiges an willkommenem neuen Material zu Handlungsfeldern und Handlungsbedingungen vorrangig adliger Frauen im frühneuzeitlichen Europa. Er zeigt zudem jedoch einmal mehr die Grenzen zwischen Forschungslandschaften, die voneinander nicht immer ausreichend Notiz nehmen. Das hat natürlich nicht zuletzt sprachliche Gründe, und einer der Verdienste des Bandes ist es gerade, einen Blick nach Skandinavien zu erlauben. Außerdem ist ausdrücklich hervorzuheben, dass in der Einleitung von Daybell und Norrhem unter anderem das von Heide Wunder formulierte Konzept des „Arbeitspaares" zitiert wird, ist es doch meines Erachtens ein zentraler Aspekt, über den die hier in den Blick genommenen Felder Familie, Haushalt und „politics" miteinander verbunden waren. Allerdings, und hier ist eben eine solche Abgrenzung zu bemerken, spielt das Konzept in den einzelnen Beiträgen keine Rolle, obwohl Wunders Überblicksdarstellung zur Geschichte der Frauen in der Frühen Neuzeit, in der das Konzept entwickelt wird, schon seit über zwanzig Jahren in englischer Sprache und damit in der derzeitigen Lingua franca historischer Forschung vorliegt.

Bezeichnend ist ebenso, dass auch Merry Wiesner-Hanks in ihrem abschließenden Überblick ausschließlich englischsprachige Werke zitiert und schließlich konstatiert, dass Forschungen zu Frauen- und Geschlechtergeschichte ihr Zentrum in den letzten Jahrzehnten in der englischsprachigen Welt gehabt hätten und dass erst allmählich eine Ausweitung auf andere Räume erfolge (229). Dies kann nur als Selffulfilling Prophecy bezeichnet werden, die daraus resultiert und gleichzeitig zur Folge hat, dass man Forschungen, die in spanischer, französischer oder deutscher Sprache oder eben in den skandinavischen Sprachen vorliegen, nicht zur Kenntnis nimmt. Dabei soll die Relevanz der englischsprachigen Forschung gerade für den Beginn der geschlechtergeschichtlichen Forschung keineswegs geleugnet werden. Aber nicht zuletzt einige der im Band versammelten Beiträge zeigen, dass es sich mittlerweile durchaus lohnen würde, über deren Grenzen hinauszublicken und Ergebnisse ebenso wie Deutungsansätze zu rezipieren, die aus anderen Forschungskulturen stammen. Nur dann wird eine Weiterentwicklung der historischen Forschung zu diesen wie vielen anderen Themenfeldern wirklich möglich sein.

Katrin Keller, Wien

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Poley, Jared, The Devil's Riches. A Modern History of Greed (Spektrum, 11), New York / Oxford 2016, Berghahn, X u. 215 S., $ 120,00.

In sieben Kapiteln spürt Jared Poley dem Phänomen der Gier nach und stellt diese in unterschiedliche Kontexte. Die Perspektivierungen reichen von Konfession, Recht und Ökonomie bis zu Spiritualität und Psychologie. Theoretisch-methodisch verortet ist die Studie zwischen Emotionengeschichte und Ideengeschichte – „intellectual history". Ziel es ist, die Vorstellungen von Gier und Habsucht als historisch wandelbar zu fassen und mit historischem Wandel in Beziehung zu setzen. Der Autor fragt, auf welche Weise Gier verstanden, angegriffen und verteidigt, verleugnet und unterdrückt wurde. Gier fungiert gewissermaßen als Linse, durch die Veränderungen von Codes und Verhalten, von intellektuellen, emotionalen und kulturellen Systemen sichtbar gemacht werden sollen. Hinter Gier stehen Verlangen und Leidenschaft, die auf etwas zielen, das über das Notwendige hinausgeht. Gier vereint materielle, kulturelle und soziale Aspekte in sich. In der Einleitung verweist der Autor auf Schriftsteller, Humanisten und Philosophen, angefangen bei Cicero, die in der Gier das schlimmste aller Übel sahen, da sie sich sowohl auf die eigene Persönlichkeit als auch auf das soziale Gefüge zerstörerisch auswirke.

Durch die einzelnen Kapitel hindurch bewegt sich Poley – mit wenigen Ausnahmen – entlang prominenter Männer und ihrer Schriften und Positionen als Vertreter verschiedener Sparten des Geisteslebens und der Politik. Den Anfang macht in Kapitel eins über Gier und Habsucht in der Zeit vor dem Absolutismus der Humanist Poggio Bracciolini, Verfasser des Dialogs „De avaritia" / „Über die Habsucht" (1429). Er thematisiert die Hierarchie der Sünden: An der Spitze stehen Habsucht und Wollust, bei deren Charakterisierung er das stete Achten auf den eigenen Vorteil als kennzeichnend und zugleich als handlungsleitend hervorhebt. Antonio Loschi, einer der Sprecher im Dialog, kann der Gier auch etwas Positives abgewinnen, indem er auf den damit verbundenen unternehmerischen Antrieb verweist. In Zusammenhang mit der Selbsterhaltung spricht er von einem „natürlichen Verlangen", während der andere Sprecher die Gier als „the enemy of nature" klassifiziert (15) und, in der Interpretation Poleys, damit als menschliche Entscheidung und „agency". Gier versklavt bei Poggio nicht nur, sondern effeminiert auch. Poggio ist mit seiner differenzierten und auf den Menschen zentrierten Sicht hier ein „important marker of historical change" (21). Circa 100 Jahre später schrieb Martin Luther über Gier mit einem Fokus auf Wucher und Profitgier im Handel. Davon unterscheidet er ehrenhaft erworbenes Vermögen und stellt den Einsatz des Kaufmanns in Rechnung: „his trouble, his labor, and his risk" (26). Gier wird hier primär unter dem Gesichtspunkt der Moral gefasst. Der dritte Protagonist ist Paracelsus, ein Zeitgenosse Luthers, der auch Überschreitungen sozialer Normen (und dazu zählen von Habsucht und Gier motivierte Handlungen) als Sünde fasst und – mehr noch – als „social crime" (40). Dabei adressiert er ganz zentral deren Effekte im Sinne sozialer Ungleichheit. Ausgehend von Bibelstellen fragt Poley am Ende dieses Kapitels, wie die lateinischen Begriffe *avaritia* und *cupiditas* in die Umgangssprachen transferiert worden sind.

Die darauf folgenden Kapitel setzen sich mit jeweils zeitspezifischen gesellschaftlichen Situationen und Richtungen auseinander, vermittelt durch Positionen markanter Persönlichkeiten. Ausgehend von deren Schriften und eingeflochten in Grundzüge ihrer Gedankenwelten werden Überlegungen zu Gier und Habsucht dargelegt, kommentiert und interpretiert, immer wieder auch aufeinander bezogen und in Diskursstränge eingeordnet. So geht es in Kapitel zwei um die „Konfessionalisierung einer Emotion", also darum, wie sich Interpretationen der Gier im Zuge und Gefolge der Reformation veränderten: Den konfessionell gefärbten Sichtweisen von Erasmus und

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Calvin steht die an Selbstverständnis und Lebensumständen orientierte Perspektive Michel de Montaignes gegenüber. Kapitel drei beleuchtet Gier mit Blick auf das Recht im 17. Jahrhundert vor dem Hintergrund von dessen ‚Internationalisierung' im kolonialen Zusammenhang, und zwar ausgehend von Hugo Grotius, Samuel von Pufendorf, John Locke und François Fénelon. Gier und Habsucht firmieren als relevante Faktoren in der Organisation von Recht, denn sie sind gewissermaßen als „Hebammen bei der Geburt internationaler Beziehungen" stets präsent (97). Kapitel vier, im 18. Jahrhundert situiert, fragt nach Gier im Konnex mit Konsumverhalten und Staatstheorien entlang einer breiten Palette von Positionen: von Christian Thomasius, Christian Wolff, Bernard Mandeville, Jonathan Swift und Thomas Fielding bis zu Friedrich dem Großen, Jean-Jacques Rousseau, Adam Smith und Jeremy Bentham. Wachstum, vor allem ökonomisches, wurde zusehends positiv konnotiert, und Freiheit wurde zu einer wichtigen Kategorie. Kapitel fünf ist der Gier im Kontext des Liberalismus und Sozialismus gewidmet. Den Faden der zeitgenössischen Übersetzung von Bibelstellen aufgreifend, ist eine Version des 19. Jahrhunderts die „Liebe zum Geld" (129). Die Spurensuche führt zu William Godwin, Thomas Malthus, Jean-Baptiste Say, John Stuart Mill, Karl Marx und William Morris sowie zu bürgerlichen Romanen des 19. Jahrhunderts von Jane Austen, Honoré de Balzac, Charles Dickens oder Emily Brontë – und im Ergebnis zu recht unterschiedlichen Einschätzungen. Für Malthus etwa war Gier der Ausdruck von Eigennutz und damit ein durchaus gangbarer Weg angesichts begrenzter Ressourcen. Say hingegen verband Gier mit Handelsmonopolen und sah darin eine Erklärung, warum Waren überteuert waren und der freie Markt nicht funktionierte. Für John Stuart Mill war Geld ein Mittel zum Zweck, für Marx hingegen ein Objekt der Gier. Die Romane thematisieren unter anderem das Dilemma zwischen Geld und Liebe in Zusammenhang mit Heirat. In Kapitel sechs kommen zur Frage nach dem Verhältnis von Gier und neuer Spiritualität Theosophen/-innen wie Helena Blavatsky und Rudolf Steiner, aber auch der Soziologe und Ethnologe Marcel Mauss zu Wort. Kapitel sieben schließlich fokussiert auf die Psychologie und Psychoanalyse der Gier: Max Nordau, Georg Simmel, Sigmund Freud und Sándor Ferenczi liefern die Beiträge dazu.

Dem Konzept der Ideengeschichte entsprechend sind gelehrte Diskurse, die Poley als Ausdruck der Werte des „Kerns der Gesellschaft" definiert – „the values of the social core, not the periphery" (14) –, zentraler Inhalt des Buches, das insgesamt eine sehr anregende Lektüre bietet. Allerdings gibt es sich eingangs etwas großspurig: „In short: greed has a history. This book tells it." (10) Da kommen doch Zweifel auf, ob die Geschichte der Gier damit bereits erschöpfend behandelt ist – fünf Jahrhunderte auf 200 Seiten. Zwar wird ein breites Spektrum von Positionen vorgestellt und der Autor wird seinem eigenen Anspruch damit durchaus gerecht, doch stellt sich die Frage nach der Reichweite und danach, was „Peripherie" meint. Aus historisch-anthropologischer Sicht würde sich allerlei Quellenmaterial – etwa Gerichtsakten oder kommunale Statuten – anbieten, um Überschreitungen und Vorkehrungen auszumachen und die gesellschaftliche Wirkmacht von Habsucht und Gier in ländlichen und städtischen Räumen zu rekonstruieren. Aber auch an das epochenübergreifend reiche Bildmaterial ist zu denken, vor allem zur Habsucht im Reigen der katholischen Todsünden.

Margareth Lanzinger, Wien

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Kerr, Heather / Claire *Walker* (Hrsg.), Fama and Her Sisters. Gossip and Rumour in Early Modern Europe (Early European Research, 7), Turnhout 2015, Brepols, VI u. 240 S., € 75,00.

Gerede und Gerüchte als Faktoren vormoderner Öffentlichkeit sind – trotz Pionierarbeiten wie derjenigen von Martin Bauer zur „Gemain Sag" von 1981 – in der deutschen Historiographie immer noch nicht so systematisch untersucht worden, wie es ihrer historischen Bedeutung entspräche. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund ist der vorliegende Sammelband von Interesse. Eingeleitet wird er von einem kurzen Überblick der Herausgeberinnen und einem historiographischen Essay von Claire Walker; beide Beiträge zeigen ebenso wie die nachfolgenden Aufsätze, wie reichhaltig inzwischen das Spektrum einschlägiger englischer (und vornehmlich auf England bezogener) Studien ist. Und bereits in diesen Beiträgen wird die Vielgestaltigkeit der titelgebenden *fama* als Personifikation des Gerüchts und ihrer vielen ‚Schwestern' deutlich, wie „gossip" (Gerede oder Klatsch), „rumour" (Gerüchte), „reputation" oder „heresay" (Hörensagen). Als Gegenstand des Buches wird dann letztlich sehr allgemein „the dynamics of talk, whether spoken or written" bzw. „the complex and transforming power of words" festgehalten. Ebenso vielgestaltig wie die angesprochenen Bedeutungen sind die aufgezeigten Funktionsbestimmungen des Gerüchts bzw. Geredes: Sie konstituieren den guten Leumund einer Person bzw. können umgekehrt – etwa durch Verleumdung („defamation") oder Schmähschriften („libels") – zur Vernichtung persönlicher Reputation beitragen; sie dienen dem Nachrichtenaustausch wie der Unterhaltung, und sie stellen nicht zuletzt den Kitt vielfältiger sozialer Beziehungen dar, ob innerhalb der Familie, der Nachbarschaft, politischer Netzwerke oder Patron-Klient-Beziehungen. Schließlich besitzt *fama* stets eine starke genderspezifische Konnotation, etwa wenn sich mit ihr die Vorstellung „of female verbal incontinence" (14) verbindet. So gut diese Vielgestaltigkeit in den einleitenden Bemerkungen eingefangen wird, so sehr vermisst man als Leser stärkere analytische Anstrengungen zu ihrer Bändigung und Durchdringung. Blass bzw. eher implizit bleibt im gesamten Band zum Beispiel der epochenspezifische Aspekt, vor allem die Frage, inwieweit der *fama* in der Vormoderne eine besondere Bedeutung zukommt bzw. inwieweit sich ihre Rolle im medialen Wandel, etwa nach Gutenberg, veränderte. Ohne interdisziplinäre Anregungen und ohne theoretische Bezugnahmen wird man in dieser Frage wohl kaum weiterkommen. In dieser Hinsicht ist der Band leider wenig ambitioniert. Ansätze zur Unterscheidung verschiedener Ausprägungen der *fama* – „rumour" als öffentliche, stärker gefestigte und weiter ausstrahlende Reputation, „gossip" als informelles Gerede in kleineren Milieus – werden nicht konsequent zum Instrument der Analysen gemacht. Auch fragt man sich oft, wo der Augenzeugenbericht bzw. die Nachricht endet und das Gerede beginnt.

Im Einzelnen folgen die Beiträge keiner erkennbaren Gliederung. Zwei von ihnen besitzen einen eher literaturwissenschaftlichen Fokus, nämlich einmal der Aufsatz von Lucy Potter über die Figur der *fama* in Vergils „Aeneis", Ovids „Metamorphosen" und Christopher Marlows „Dido, Queen of Carthago", zum anderen der Text von Peter Denney, der ins 18. und beginnende 19. Jahrhundert führt und sich mit der ‚plebejischen' Dichtung Englands beschäftigt, an der auch viele Frauen ihren Anteil hatten. Erörtert wird dort die dichterische Verwendung und Beurteilung der *fama* ebenso wie die Rolle des Geredes bei der öffentlichen Auseinandersetzung zwischen Dichtern und Dichterinnen. Aus kunsthistorischer Sicht stellt Lisa Mansfield das Bild der Anna von Kleve in den Mittelpunkt, das Hans Holbein im Kontext der Brautsuche des englischen Königs Heinrich VIII. 1539 malte. Holbeins Bildkonzeption wird mit der zeitgenössischen *fama* über das Erscheinungsbild Annas und dem (negativen) Eindruck des Königs

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

kontrastiert, wobei der Beitrag methodisch und inhaltlich nicht recht zu überzeugen vermag.

Die übrigen Aufsätze sind genuin geschichtswissenschaftlich ausgerichtet. Der Umgang mit Gerüchten in hochadlig-höfischen Kreisen wird von Una McIlvenna, die mit Isabelle de Limeuil eine Hofdame Katharina von Medicis in den Mittelpunkt stellt, thematisiert sowie von Susan Broomhall und Jacqueline Van Gent, die eine Fallstudie zur Konvertitin Louise Hollandine von der Pfalz, einer Tochter des Winterkönigs, vorlegen. Dabei überzeugen die Ausführungen über das Reputationsmanagement im Fall der pfälzischen Dynastie mich eher als diejenigen zu Katharina von Medici, die es angeblich schaffte, die skandalträchtigsten Aspekte der Limeuil-Affäre selbst vor ihren Privatsekretären geheim zu halten. Einen zentralen Platz im Band nimmt der Beitrag von Elizabeth Horodowich ein, die am Beispiel Venedigs die Bedeutung des Gerüchts für die inquisitorische Verfolgung von Hexerei erörtert, ein Vergehen, das in der Lagunenstadt übrigens vergleichsweise milde bestraft wurde. Thematisch eng mit Horodowichs Beitrag verbunden folgt der Text von Amanda L. Capern, die die Rolle des Geredes bei der Infragestellung bzw. Aufrechterhaltung der Reputation von Familien im frühneuzeitlichen England darstellt, aber über ein Kaleidoskop heterogener Fälle kaum hinausgelangt. Originell dagegen erscheint der Artikel von Katie Barclay, und zwar sowohl thematisch als auch methodisch: Auf der Quellengrundlage des Briefkorpus einer Magd, die wegen einer unehelichen Schwangerschaft zunächst nach Edinburgh, dann nach London verbannt wurde, erhellt sie das Milieu der Dienstboten in einem schottischen Adelshaushalt, leichte „Downton-Abbey"-Anklänge inklusive. Methodisch anregend erscheint ihr Vorschlag, Gerüchte als ein Medium zur Schaffung von Intimität sowohl in Zweierbeziehungen als auch im Kreis der Angehörigen eines Haushalts zu benutzen. Auch wenn das Gesamtkonzept und manche Beiträge nicht in jeder Hinsicht zu überzeugen vermögen, so bildet der Band doch eine Orientierungsmarke auf dem weiten Weg, den entsprechende Forschungen in Deutschland noch zurücklegen müssen.

Gerd Schwerhoff, Dresden

Deimann, Wiebke / David *Juste* (Hrsg.), Astrologers and Their Clients in Medieval and Early Modern Europe (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 73), Köln / Weimar / Wien 2015, Böhlau, 229 S. / Abb., € 40,00.

Das Internationale Kolleg für Geisteswissenschaftliche Forschung „Schicksal, Freiheit und Prognose. Bewältigungsstrategien in Ostasien und Europa" hat im September 2011 an der Universität in Erlangen eine Konferenz zur Geschichte der Sterndeutung organisiert, deren Beiträge nun gedruckt vorliegen. Eine Konzentration des Erkenntnisinteresses auf bestimmte Aspekte wurde bei der Konzeption der Tagung offenbar vermieden. Jedenfalls präsentieren die beiden Herausgeber in ihrer Einführung eine Fülle mäßig origineller Fragen nach Identität, Rolle, Status, Diensten und Methoden der Himmelskundler zum einen und Identität, Motivation, Erwartungshaltung, Befürchtungen und astrologischer Beeinflussung ihrer Klienten zum anderen. Auch das – nur sehr schwer zu verallgemeinernde! – gesamtgesellschaftliche Ansehen der Astrologie sollte auf der Konferenz beleuchtet werden. Letztlich ging es aber wohl schlicht darum, deutlich zu machen, wie vielgestaltig sich die astrologische Praxis in der Vormoderne darstellte (vgl. 14).

Dazu hat der Band trotz seines eher schmalen Umfangs Ansprechendes zu bieten, da die Tagungsveranstalter hochkarätige Experten aus dem In- und Ausland verpflichten konnten. Allerdings harmoniert der begriffsgeschichtlich ausgerichtete Aufsatz Charles Burnetts über das nicht nur durch den Titel des astrologischen Einführungs-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

werks von Michael Scotus bekannte Adjektiv bzw. auch Substantiv *introductorius* (17–27) nur schlecht mit dem übrigen Inhaltsspektrum. Obschon in geringerem Maße, gilt dies im Prinzip auch für Stephan Heilens Feststellungen zur Rezeption der spätantiken „Mathesis" des Firmicus Maternus im Œuvre des Astronomieprofessors, Sterndeuters, Leibarztes Herzog Friedrichs von Montefeltro und (seit 1494) Bischofs von Fossombrone, Paulus von Middelburg (105–137).

Mehrere der anderen Astrologen, Astronomen und Propheten, die darüber hinaus – sei es zum Beispiel unter Konzentration auf bisher vernachlässigte Aspekte ihres Wirkens (Guido Bonatti), sei es in willkommener Zusammenfassung der jüngst in Bewegung geratenen Forschung zu Biographie und Werk (Johannes Lichtenberger) – behandelt werden, gehören ebenso wie Paulus von Middelburg und auch Johannes Kepler zu den „üblichen Verdächtigen".

Benjamin N. Dykes porträtiert Bonatti als einen Mann, der nicht nur ein sehr angesehener ghibellinischer Hofastrologe im Italien des 13. Jahrhunderts war, sondern darüber hinaus ein sozialkritischer und äußerst lebenskluger Zeitgenosse, welcher mit seiner individuellen Beratung auch einen gleichsam psychotherapeutischen Ansatz auf astrologischer Grundlage verfolgen konnte (29–41). Das offenbart die Lektüre seines von Dykes vor zehn Jahren in englischer Übersetzung unter dem Titel „The Book of Astronomy" veröffentlichten Werks.

Der von 1600 bis 1612 am Prager Hof der habsburgischen Kaiser bzw. Könige Rudolf II. und Matthias als Sterndeuter engagierte, in erster Linie jedoch als einer der größten Astronomen der Frühen Neuzeit zu Ruhm gelangte Johannes Kepler begegnet in dem ihm gewidmeten Aufsatz von Katrin Bauer hingegen als ausgesprochener Skeptiker gegenüber der traditionellen Astrologie, der indessen keine Alternative zu dieser Rolle im Umfeld des Reichsoberhauptes sah, um seiner angestrebten offiziellen Funktion als enger politischer Berater des Kaisers in der schwierigen Zeit des habsburgischen Bruderzwists von Rudolf II. und Matthias nahezukommen, so die „very important hypothesis" (218) von Katrin Bauer.

Im Allgemeinen weniger bekannt als die bislang Genannten ist der hochgelehrte Florentiner Karmeliter Giuliano Ristori (1492–1556), der unter anderem Jahresprognosen veröffentlichte, aber auch als unerschrockener Verfechter der judiziellen Astrologie das aufgrund des Steinbock-Aszendenten sowohl an Kaiser Augustus als auch an Kaiser Karl V. erinnernde Geburtshoroskop Herzog Cosimos I. de' Medici ausführlich deutete. Dieser wusste in der Folge die Besonderheit seiner Nativität in der Öffentlichkeit gebührend herauszustellen. Zuvor hatte Ristori bereits dadurch Aufsehen erregt, dass ihm eine zutreffende Prognose über die Ermordung von Cosimos Vorgänger Herzog Alessandro de' Medici am 6. Januar 1537 gelungen war (139–150).

Hinsichtlich des Umfangs aus dem Rahmen fällt David Justes Studie über ein in Deventer verfasstes lateinisches Horoskop des Brüsseler Astrologen und späteren Danziger Stadtarztes Wilhelm Misocacus aus dem Jahr 1566 für einen gewissen Johannes Sillyers aus Mechelen, da sie im Anhang eine 31-seitige Edition dieses Textes aus der Handschrift „Clm 27004" der Bayerischen Staatsbibliothek bietet (151–204). Ebenfalls erstmals im Wortlaut zugänglich gemacht und umfassend analysiert (43–61) hat Jean-Patrice Boudet – einer der führenden Astrologiehistoriker Frankreichs – die Seiten 109v und 102r-108r des Kodex „Collectorie 17" aus dem Geheimarchiv des Vatikans. Ihr Inhalt ergänzt, was wir aus Joseph Shatzmillers Monographie „Justice et injustice au début du XIVe siècle" (1999) über den im Jahr 1318 von Papst Johannes XXII. angeordneten Inquistionsprozess gegen den Erzbischof von Aix-en-Provence, Robert von Mauvoisin, wissen. Der Metropolit hatte sich im September 1316 mit

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Fragen privaten und kirchenpolitischen Inhalts an einen christlichen und einen jüdischen Astrologen gewandt: den als Schreiber an der päpstlichen Kurie tätigen „Meister Peter“ und den von Shatzmiller ausführlich behandelten Juden Mosse von Trets. Die nunmehr nachträglich edierten „Questiones, disputationes, responsiones et determinationes Judei [et] magistri Petri“ finden sich nicht im Anhang von Shatzmillers Buch, da die dortige Wiedergabe jener Handschrift bereits mit der Seite 78v endet.

Dass im vorliegenden Sammelband auch dem im Jahr 1348 verstorbenen Florentiner Bankier, Amtsträger und Chronisten Giovanni Villani eine eigene Untersuchung gewidmet ist, dürfte auf den ersten Blick etwas überraschen, doch nur denjenigen, der nicht um die vielen – wie Robert Hand aufzeigt (63–82) – höchst sachverständigen astrologischen Passagen in Villanis „Nuova Cronica“ weiß.

Alles in allem vermittelt der Erlanger Sammelband deutlich mehr Wissen über die Astrologen als über ihre Klienten; allerdings war dies aufgrund der Quellenlage auch nicht anders zu erwarten. Richtigstellen möchte der Rezensent abschließend die ihm unterstellte Behauptung im Vorwort, „seiner Schätzung“ nach existierten „sechzigtausend mittelalterliche Handschriften“, die „sich mit astrologischen Fragen beschäftigten“ (7). Ausweislich der zugehörigen Fußnote bezog ich mich aber seinerzeit in meinem Buch über „Astrologie und Öffentlichkeit im Mittelalter“ (2005) auf eine Angabe von Hermann Leskien, wonach in Deutschland bis zu 60.000 mittelalterliche Handschriften aller Art überliefert sind, von denen selbstverständlich nur ein kleiner Teil astrologisches Material enthält! Ebenso wenig trifft die unmittelbar nachfolgende Aussage zu, Johannes Frieds Buch „Aufstieg aus dem Untergang“ habe auf Hermann Grauerts gedrucktem Vortrag über „Meister Johann von Toledo“ „aufbauen“ können (7 f.), da dieser in Frieds 2001 publiziertem „großen Essay“ nur eine marginale Rolle spielt. Im Übrigen hat auf Seite 7 der Druckfehlerteufel dem Leser das Wort „Bewältigungsstrategienen“ beschert.

Gerd Mentgen, Trier

Nipperdey, Justus / Katharina *Reinholdt* (Hrsg.), Essen und Trinken in der Europäischen Kulturgeschichte (Kulturelle Grundlagen Europas, 3), Berlin / Münster 2016, Lit, 274 S. / Abb., € 39,90.

Der Jubilar Wolfgang Behringer, dem diese Festschrift von seinen Schülern und Kollegen zu seinem 60. Geburtstag überreicht wurde, stammt aus einer Stadt, „in der man Bier trinken kann, aber nicht muss“. An dieses Diktum Wolfgang Behringers in seiner Geschichte der Löwenbrauerei von 1991 fühlt man sich erinnert, wenn man die hier gesammelten Beiträge von Freunden und Kollegen zur Kulturgeschichte des Essens und Trinkens in der Frühen Neuzeit liest. Der Titel reflektiert, wie die Einleitung, aber auch einzelne Autoren zu Recht immer wieder betonen, das breite Forschungsinteresse des in Saarbrücken lehrenden Frühneuzeitlers an Fragen der Ernährung, aber auch des Trinkens. Und dass „Geschichte Spaß machen muss“ – eine weitere Prämisse des Geehrten –, das merkt man dieser Festschrift an, die nicht wie so oft ein „Friedhof der Gelehrsamkeit“ ist, wie ein Bonmot besagt.

Die achtzehn Aufsätze unterschiedlicher Länge sind von den Herausgebern fünf Themenkreisen zugeordnet worden. Im Abschnitt über „Gutes und schlechtes Essen“ werden die Auswirkungen der Nahrungsaufnahme auf Körper und Gesundheit behandelt. Angela Schattner untersucht, wie sich gesundes Essen in der Praxis gestaltete, und zieht dazu in der Forschung bereits überwiegend bekannte Ego-Dokumente heran. Der Befund, dass Lebensmitteln in der Frühen Neuzeit ein therapeutischer Nutzen zugemessen wurde, überrascht nicht. Dass es dazu auch quantitativ auswertbare

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Angaben in frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen (etwa bei Hermann Weinsberg) gibt, wird leider nicht erwähnt. Mit der schwarzen Legende, die europäischen Kolonialmächte hätten der indigenen Bevölkerung das Trinken von „Feuerwasser" beigebracht, räumt Iris Gareis gründlich auf. Der Konsum von alkoholhaltigen Getränken wurde sowohl in Peru als auch in Mexiko von einem Elitemerkmal zu einem Phänomen, das eine breite Bevölkerungsschicht erfasste. Die moralische Brandmarkung des Fleischkonsums und der Lobpreis einer pflanzlichen Ernährung ist nicht erst eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts, sondern hat auch schon Vorbilder in den religiösen Strömungen der Frühen Neuzeit, wie Richard Bessel aufzeigt. Hans de Waardt analysiert die Ausführungen Johann Wiers, eines Kritikers des Hexenwahns, zur Diätetik, insbesondere in Hinblick auf die Frage, was ein Mensch essen muss, um ein zorniges Gemüt zu vermeiden oder nicht an Skorbut zu erkranken. Leider geht er in diesem Zusammenhang nicht auf Wiers Schrift zu den „Fastenmädchen" ein, die sich jeder Nahrungsaufnahme enthielten.

Der Abschnitt über „Zerstörerisches und Versöhnendes" hebt auf die soziale Funktion von Essen und Trinken ab. Anne Conrad zeigt, wie man sich durch demonstratives Fastenbrechen in der Frühphase der Reformation als Gegner des Papsttums zu erkennen gab. In diesem Zusammenhang kommt erfreulicherweise nicht nur das Zürcher Wurstessen von 1522 zur Sprache, sondern auch weniger bekannte Aktionen, die die christliche Freiheit, wie sie Luther postulierte, symbolisierten. Katharina Reinholdt geht auf einen wenig erforschten Aspekt der Geschichte der Täufer ein, nämlich deren frugalen Lebensstil, der Teil ihres religiös-reformatorischen Programms war. Dass man auf Kosten anderer zechen kann, ist bekannt, weniger aber, was es mit dem Ritual des „Vertrinkens" auf sich hat. Ann Tlusty zeichnet diesen Rechtsbrauch am Beispiel eines Vorfalls in einem frühneuzeitlichen Dorf in der Nähe von Rothenburg ob der Tauber nach. Dass der Zusammenhang zwischen Alkohol und Gewalt kein modernes Phänomen ist, sondern bereits in der Frühen Neuzeit als gravierendes soziales Problem bekannt war, demonstriert James Sharpe am Beispiel Englands und erörtert die Rolle der Kneipe („alehouse") als Kommunikationszentrum und sozialer Brennpunkt.

Der Themenbereich „Magisches" enthält drei Beiträge, die vom Interesse des Jubilars an der Hexenforschung inspiriert wurden und sich teilweise überschneiden. Das gilt für die Aufsätze von Wolfgang Schild und Johannes Dillinger, die sich mit den Typen von Mahlzeiten befassen, die Hexen in der blühenden Phantasie ihrer Verfolger, aber auch den „Geständnissen" der unter Folter zur Aussage gezwungenen Opfer zufolge verzehrt haben sollen. Ebenfalls innovativ ist die Frage, welche Rolle in diesem Zusammenhang Wirtshäuser als Orte des Essens und Trinkens spielten, und zwar sowohl für die häufig selbsternannten Hexenjäger als auch für die Beschuldigten, deren Vermögen dort häufig im wahrsten Sinne des Wortes „verzehrt" wurde, wie Rita Voltmer belegt.

Vom „Magischen" ist es kein großer Gedankensprung mehr zum „Katastrophalen", das in der Geschichte der Ernährung immer wieder thematisiert wurde. Das gilt für die Folgen der Klimakrise, die hier am Beispiel der Zunahme von Weinpanschungen mit giftigen Bleiverbindungen durchaus nicht unkritisch von Justus Nipperdey diskutiert werden. Leider vergisst er über den Ausführungen zur Alchemie, dass es findige Apotheker waren, die im 18. Jahrhundert die maßgeblichen Weinproben zur Entdeckung solcher Verfälschungen in Württemberg und Sachsen entwickelten. Die Ernährungskrise von 1770 bis 1772 behandelt Clemens Zimmermann am Beispiel Badens und verdeutlicht, welche kommunikativen Bewältigungsstrategien damals zum Einsatz kamen.

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Dass Essen und Trinken auch etwas mit Standesbewusstsein zu tun hat, belegen vier kürzere Beiträge des fünften Abschnitts. Peter Blickle weist auf den Zusammenhang zwischen dem adeligen Vorrecht des Fischfangs und dem Streben der Bauern nach Freiheiten und der Erweiterung ihres Nahrungsspielraums hin. Ronnie Po-chia Hsia stellt sich die gar nicht so banale Frage, was christliche Missionare in China im 17. Jahrhundert eigentlich gegessen haben. Er kommt zu der Erkenntnis, dass es vor allem vom jeweiligen Status abhing, was den Missionaren im sozialen Umgang mit der einheimischen Elite aufgetischt wurde. Bis heute befinden sich – nicht nur in Deutschland – Spitzenweingüter in adeligem Besitz. Gabriele Clemens zeigt am Beispiel des Adels an der Mosel, wie Wein zu einem Prestigeprodukt wurde. Dass die Selbsteinladung eines Kaisers zum Abendessen bei einem Reichskanzler nicht nur die Frage auslöste, was man einem solchen hohen Gast auftischen sollte, sondern vor allem zu politischen Überlegungen Anlass gab, schildert Ralf-Peter Fuchs anhand einer Episode aus den Erinnerungen des Reichkanzlers Bülow. Allerdings erfahren wir nicht, was die Künste des französischen Kochs zustande brachten, sondern lediglich etwas über die taktischen Überlegungen, die mit einem privaten Abendessen in Regierungskreisen verbunden sein konnten.

Nach der Lektüre dieses Sammelbandes stellt sich nicht wie so oft ein Gefühl der Ermattung und Sättigung ein. Man hätte gerne noch mehr solcher Häppchen genossen.

Robert Jütte, Stuttgart

Murphy, Neil, Ceremonial Entries, Municipal Liberties and the Negociation of Power in Valois France, 1328–1589 (Rulers and Elites, 7), Leiden / Boston 2016, Brill, XVI u. 291 S. / Abb., € 139,00.

Die von Neil Murphy vorgelegte Monographie beschäftigt sich mit französischen Herrschereinzügen (*entrées*). Dieses Thema ist in den letzten Jahren in der mediävistischen Forschung im Zuge der verstärkten Beschäftigung mit Ritualen, Zeremoniell und symbolischem Handeln immer wieder auf erhebliches Interesse gestoßen. Murphys Untersuchung berücksichtigt diese neueren Ergebnisse. Im Unterschied zu den meisten Studien, die sich vor allem auf Fragen des Zeremoniells und der Ausgestaltung des festlichen Rahmens der Einzüge konzentrieren, stellt der Autor jedoch ganz bewusst andere, bisher weniger beachtete Aspekte ins Zentrum: Welche Rolle spielten die Einzüge für das Verhältnis von Stadt und König? Welche Chancen und Risiken brachten sie für die Städte mit sich? Kam es im Laufe der Zeit zu Veränderungen? Der chronologische Rahmen der Studie umfasst die Regierungszeit der französischen Königsdynastie der Valois von 1328 bis 1589, von Philipp VI. (König von 1328 bis 1350) bis zu Heinrich III. (König von 1574 bis 1589). Er ermöglicht damit langfristige Beobachtungen und den Vergleich mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Herrschereinzüge. Der geographische Rahmen ist ebenfalls weit gespannt. Die Studie stützt sich auf Fallbeispiele aus ungefähr 60 Städten in verschiedenen Teilen des französischen Königreichs, von Calais im Norden bis Narbonne im Süden und von Bordeaux im Westen bis Lyon im Osten. Der Verfasser bezieht auch Städte in neu erworbenen oder (zurück) eroberten Gebieten (wie der Provence, Burgund, der Gascogne) und italienische Städte (für Einzüge während der Italienfeldzüge) ein, was sehr aufschlussreiche neue Perspektiven eröffnet (18). Es wäre interessant, derartige Einzüge französischer Könige in Florenz, Pisa und anderen italienischen Städten mit dem dortigen Empfang der Kaiser und deutschen Könige zu vergleichen. Unter komparatistischen Gesichtspunkten sind auch die Hinweise zum Empfang ausländischer Fürsten (wie Kaiser Karls V. in Paris 1540) oder zur gegenseitigen Gewährung des Rechts, beim Einzug die Stadtschlüssel zu

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

empfangen, durch den Dauphin und späteren König Ludwig XI. und seinen Schwiegervater, den Herzog von Savoyen, wichtig.

Abgesehen von Einleitung, Schlussbetrachtung, Bibliographie und Register gliedert sich das Buch in vier große Kapitel zu folgenden Themen: zur Bestätigung städtischer Freiheiten (1), zu Petitionen an den König (2), zum Zugang zum König (3), zur königlichen Autorität in der Provinz (4). Jeder dieser Abschnitte enthält mehrere Unterkapitel. Hier geht es unter anderem um Reden (*harangues*), die Übergabe der Stadtschlüssel, die Bedeutung und Funktion der Herrscherbegrüßung vor der Stadt, um Loggias und Tribünen, Geschenke, die Typologie von Petitionen, Klientelsysteme, Netzwerke und „Power-Broker". Thematisiert werden auch die Rolle von Königinnen, Regentinnen und der Mütter der Könige (z. B. Blanche de Castille, Louise von Savoyen, Katharina von Medici) sowie von männlichen und weiblichen Angehörigen der Königsfamilie und des Hochadels, hohen Würden- und Amtsträgern und deren Ehefrauen. Hier sind insbesondere der Kanzler, königliche Sekretäre, *gouverneurs*, *baillis*, *sénéchaux* und päpstliche Legaten hervorzuheben, deren Einbeziehung in die Überlegungen sich als besonders weiterführend erweist. Die *gouverneurs* der Frühen Neuzeit entstammten oft bedeutenden Familien. Einzelne von ihnen, wie Ludwig von Orléans (der spätere Ludwig XII.), wurden schließlich sogar selbst König. Murphy beschreibt anhand dieser Personengruppe, wie sich allmählich und durch Präzedenzfälle und gegenseitigen Informationsaustausch der Städte untereinander ein immer aufwendigeres Einzugszeremoniell entwickelte, das er mit dem für Könige vergleicht. Seiner Ansicht nach boten Einzüge gerade kleineren Städten in abgelegenen Landesteilen eine wichtige Chance, selbst unmittelbar mit dem König in Kontakt zu kommen und ihre Anliegen vorzubringen. Herrschereinzüge waren damit in erster Linie eine direkte Möglichkeit zum Dialog. Murphy stellt in diesem Zusammenhang resümierend fest: „Entries were dialogues about how power worked in Valois France" (228). Während es sich starke, wirtschaftskräftige Städte leisten konnten, ständige Vertreter am Hof zu unterhalten und Delegationen zu bezahlen, die dem König nachreisten, fehlten kleinen Städten dazu die erforderlichen Mittel. Kam der König in ihre Nähe, versuchten sie jedoch oft, ihn zumindest in benachbarten Städten zu treffen. Sobald es um die Verleihung einträglicher Privilegien, Messen und Märkten oder um Abgabenbefreiungen ging, führten königliche Besuche daher häufig zu regionaler Konkurrenz.

Murphy kommt zu dem Ergebnis, im Laufe der Zeit, vor allem um die Mitte des 16. Jahrhunderts, habe sich der Abstand der städtischen Empfangsdelegationen und des allgemeinen Publikums zum König deutlich vergrößert, wobei auch architektonische Vorkehrungen wie Loggias eine Rolle spielten. Der König ließ nun die Stadtbevölkerung eher prozessionsartig an sich vorbeiziehen. Bereits im 15. Jahrhundert kam es in wachsendem Maße zu Veränderungen hinsichtlich der Funktion der Einzüge. Immer mehr Städte wollten bezüglich der Bestätigung ihrer Privilegien schnell Gewissheit. Sie wollten nicht mehr abwarten, bis sie, manchmal erst Jahre nach Regierungsantritt des Herrschers, von ihm besucht wurden. Insbesondere große Städte, die es sich leisten konnten, schickten schon rasch nach einem Thronwechsel Gesandte an den Hof des neuen Königs und ließen sich ihre Rechte dort bestätigen. Bei einem persönlichen Aufenthalt des Königs „vor Ort" gewann neben dem ersten Zusammentreffen vor der Stadt eine zweite Begegnung im kleineren Kreis an Bedeutung. Hier ließen sich spezifische Anliegen noch besser vortragen. Dabei konnte die Wahl des richtigen Zeitpunkts entscheidend sein. Städte ließen sich deshalb durch Personen aus der königlichen Umgebung und Amtsträger, zu denen sie regelmäßige Beziehungen unterhielten, beraten. Solche Dienste wollten belohnt werden. Die Wahl passender Geschenke für den König, seine Begleiter und einflussreiche Amtsträger wurde in städ-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

tischen Beratungen viel diskutiert. Um Verbote zu umgehen, bezog man teilweise Ehefrauen in die Geschenkepraxis ein.

Bezüglich der politischen Bedeutung von Herrschereinzügen vertritt Murphy die Ansicht, die bisherige Historiographie habe den Aspekt der monarchischen Propaganda, Herrschaftsrepräsentation und Selbstdarstellung stark überbetont. Königliche Einzüge hätten auch die Position städtischer Regierungen gestärkt, denen sie die Möglichkeit boten, Königsnähe, Macht und Einfluss zu demonstrieren. Adressaten waren dabei nicht nur der König und seine Begleiter, sondern auch die eigene Bevölkerung. Murphy zufolge dienten die Einzüge jedoch keineswegs durchweg der Stärkung des innerstädtischen Zusammenhalts. Sie konnten ebenso gut Konflikte fördern: Die einfache Stadtbevölkerung verfügte nicht über dieselben Chancen, angehört zu werden, wie die städtischen Eliten. Deren politische und wirtschaftliche Interessen konnten sich stark von denen der übrigen Schichten unterscheiden. Einquartierungen und hohe Aufenthaltskosten konnten von Teilen der Städter als unerträgliche Belastung angesehen werden, während andere Beziehungsnetze knüpften, die ihren Familieninteressen und Geschäften dienten. Insgesamt gesehen leistet das Buch einen sehr anregenden, hochinteressanten Beitrag zur Thematik der Herrschereinzüge. Vor allem der Vergleich mit Einzügen königlicher Amtsträger und ‚fremder' Fürsten oder mit Einzügen in ‚neuen' Gebieten sollte in künftigen Studien fortgesetzt werden.

Gisela Naegle, Gießen / Paris

Ingram, Kevin / Juan Ignacio *Pulido Serrano* (Hrsg.), The Conversos and Moriscos in Late Medieval Spain and Beyond, Bd. 3: Displaced Persons (Studies in Medieval and Reformation Traditions, 197; Converso and Morisco Studies, 3), Leiden / Boston 2016, Brill, XXIII u. 246 S. / Abb., € 115,00.

Bei dem zu besprechenden Sammelband handelt es sich um den dritten Band der von Kevin Ingram initiierten Reihe der Converso- und Morisco-Studien, und er lässt sich, wie seine Vorgänger, auf eine Tagung zurückführen; in diesem Fall fand sie in Alcalá de Henares im Juni 2010 statt. Der Band beschäftigt sich mit den iberischen bzw. iberischstämmigen Neuchristen an der Schwelle vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit und darüber hinaus. Dieses „darüber hinaus" ist hierbei sowohl zeitlich als auch geographisch zu verstehen. So reichen die Beiträge bis ins 18. Jahrhundert hinein und behandeln die Situation der Converso- und Morisco-Bevölkerung sowohl auf der Iberischen Halbinsel als auch in Venedig, Manila oder Jamaika.

Dieser geographische Aspekt der Diaspora bildet einen Themenschwerpunkt des vorliegenden Bandes, den die Herausgeber mit dem Titel „Displaced Persons" zu fassen versuchen. Der Begriff wurde von den Alliierten im Zweiten Weltkrieg geprägt, was von den Herausgebern allerdings nicht thematisiert wird. Ihnen ging es um einen anderen Aspekt: Der Fokus der Tagung im Jahr 2010 lag auf den Neuchristen, die sich außerhalb der Iberischen Halbinsel befanden. Als Ingram und Pulido Serrano die Beiträge für den Sammelband zusammentrugen und Revue passieren ließen, erkannten sie, dass nicht Fragen der Neuansiedlung oder Auswanderung den Schwerpunkt bildeten, sondern der Standortwechsel selbst als „physical and psychological displacement" (1). Dieser Themenschwerpunkt wird allerdings relativ lose gehandhabt; so wird die neuchristliche Bevölkerung im In- und Ausland in den Blick genommen. Vor dem Hintergrund der teilweise äußerst starken Identifikation der Conversos und Morisken mit ihrer iberischen Heimat und der hohen Mobilität (so finden sich gerade unter den Conversos auch immer wieder Rückkehrer aus dem Exil) ist dieser eher lose Ansatz definitiv zu begrüßen.

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Da die thematische Kohärenz für die Herausgeber eine untergeordnete Rolle spielte, möchte ich im Folgenden drei rote Fäden aufzeigen, die den Band meines Erachtens besonders auszeichnen. Als erster roter Faden ist das Anliegen zu nennen, beide neuchristlichen Gruppen, Conversos und Morisken, gemeinsam und in vergleichender Perspektive in den Blick zu nehmen – ein Ansatz, der bereits die vorigen Bände kennzeichnet und im dritten Band konsequent fortgeführt wird. Kevin Ingram definiert diese Herangehensweise in seiner Einleitung wie folgt: „to create an arena in which the Conversos and Moriscos were treated as related rather than separated socio-cultural phenomena" (XXIII). Auch Konflikte zwischen diesen beiden Gruppen werden keineswegs ausgespart. So verweist beispielsweise Asher Salah in seinem Aufsatz über das gescheiterte Projekt der Medici, Morisken nach ihrer Vertreibung von der Iberischen Halbinsel in der Toskana anzusiedeln, auf den Fall des portugiesischen Konsuls in Livorno, Sebastião Rodríguez. Dieser stammte offenbar selbst aus einer jüdisch-neuchristlichen Familie und denunzierte in die Toskana eingereiste Morisken, die heimlich den muslimischen Glauben praktizierten, direkt bei der Inquisition, während er über ähnliche Vorfälle bei den in der Toskana ansässigen Conversos schwieg (178 f.).

Der zweite rote Faden betrifft die Frage nach der Identität der neuchristlichen „displaced persons". So finden sich in den Beiträgen immer wieder Hinweise auf die fließenden Übergänge, die die Identität(en) der Conversos und Morisken in der Diaspora prägten. Diese „fluid identities" (1), die sich beispielsweise durch den stetigen Wechsel zwischen christlicher und jüdischer Sphäre auszeichneten und sich daher auch mit dem Begriff der „shifting identities" greifen ließen, rücken insbesondere in den Beiträgen von Ruth Fine und Gretchen Starr-Lebeau in den Fokus. Letztere zeigt in ihrem Aufsatz die Unterschiede der venezianischen zu der iberischen Inquisition im Umgang mit den Conversos auf. Die venezianische Inquisition nahm eine wesentlich gemäßigtere Haltung ein. Allerdings gingen die Inquisitoren in Venedig mit aller Härte gegen Angeklagte vor, deren stetige Identitätswechsel zwischen christlicher und jüdischer Sphäre ihrer Meinung nach die Stabilität der Serenissima zu gefährden drohten. Insgesamt zeichnet Starr-Lebeau mittels der venezianischen Inquisitionsakten ein sehr heterogenes Bild. So war es offenbar keineswegs unüblich, dass – nicht zuletzt aufgrund der „shifting identities" – christliche und jüdische Familien eng miteinander verwoben waren. Ruth Fine analysiert dieses Ineinandergreifen von christlicher und jüdischer Sphäre aus literaturwissenschaftlicher Perspektive. In ihrer Studie zu Daniel Israel López Laguna und seiner Übersetzung des alttestamentlichen Buchs der Psalmen betont Fine den Synkretismus der hispano-hebräischen Literatur, den sie als konstitutives Element dieses Converso-Genres betrachtet. Mit anderen Worten scheint dieser Synkretismus Ausdruck der heterogenen und wechselnden Identität(en) der Conversos zu sein, geboren aus der permanenten Fluktuation und dem Zusammenspiel zwischen spanisch-christlicher „Siglo de Oro"-Kultur und spanisch-jüdischer Diaspora.

Der Sammelband stellt somit eine interessante Mischung aus literaturwissenschaftlichen und historischen Studien, aber auch aus mikrogeschichtlichen Detailstudien und zeitlich und räumlich weitgreifenden makrogeschichtlichen Überblicksstudien dar, so im Fall von Miguel Rodrigues Lourenço, Ignacio Pulido Serrano, Mercedes Alcalá-Galán und Yosef Kaplan. Bei beiden Ansätzen – mikro- wie makrogeschichtlich – zeigt sich jedoch, dass die Komplexität (der dritte rote Faden) mit Blick auf die Gemengelage von Interessen und Motiven, die zu bestimmten Topoi wie dem Bild der Moriskin (Mercedes Alcalá-Galán) oder der antijüdischen Schrift von Fernão Ximenes de Aragão (Claude B. Stuczinsky) führte, nicht zugunsten einer vereinfa-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

chenden Darstellung aufgegeben, sondern ganz im Gegenteil akribisch und detailreich ausgearbeitet wurde, was meines Erachtens den Sammelband besonders auszeichnet.

Die Kehrseite der Medaille soll an dieser Stelle jedoch nicht verschwiegen werden. Die Leserschaft wird mit insgesamt elf relativ unverbunden nebeneinanderstehenden Einzelstudien konfrontiert. Dies zeigt sich bereits darin, dass die einzelnen Beiträge im Inhaltsverzeichnis nicht zu thematischen Feldern gebündelt, sondern einfach hintereinander gereiht wurden, ohne dass ersichtlich wird, ob hier eine bestimmte Ordnung intendiert war. Es bleibt daher dem Lesepublikum selbst überlassen, die Verbindungslinien zu ziehen, die die einzelnen Beiträge durchaus miteinander verknüpfen. Hier wäre ein abschließender Kommentar äußerst spannend gewesen, der beispielsweise das in der Einleitung angeschnittene Thema der Fluktuation der Identität(en) dieser als „displaced persons" charakterisierten Neuchristen in der Diaspora untersucht und anhand der Beiträge Gemeinsamkeiten und Unterschiede, Kontinuitäten und Brüche analysiert. Der hohen Qualität der einzelnen Beiträge, die überwiegend mit neuen Forschungsergebnissen aufwarten, tut dies jedoch keinen Abbruch.

Julia Gebke, Wien

Hedwig, Andreas / Christoph *Kampmann* / Karl *Murk* (Hrsg.), Bündnisse und Friedensschlüsse in Hessen. Aspekte friedenssichernder und friedensstiftender Politik der Landgrafschaft Hessen im Mittelalter und in der Neuzeit (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg, 32), Marburg 2016, Hessisches Staatsarchiv Marburg, XIII u. 357 S. / Abb., € 39,00.

Der Sammelband beinhaltet die Beiträge zur am 2. Juni 2014 im Hessischen Staatsarchiv Marburg veranstalteten gleichnamigen Tagung. Sie fand dort im Rahmen der Ausstellung „Acta Pacis – Friedensschlüsse in Mittelalter und Neuzeit" statt, die im zweiten Teil des Bandes mit zahlreichen Abbildungen dokumentiert ist. Die enthaltenen Aufsätze untersuchen die Bündnis-, Sicherheits- und Friedenspolitik der Landgrafen von Hessen bzw. Hessen-Kassel vom 13. Jahrhundert bis zum Westfälischen Frieden. Anhand dieser diachronen Untersuchung der hessischen Politik sollen, so das Anliegen des Bandes, langfristige Entwicklungen von Bündnissen und Friedensschlüssen in den Blick gerückt werden.

Bei der Lektüre des Großteils der Beiträge entsteht freilich der Eindruck, dass die Politik der Landgrafschaft in der Vormoderne überwiegend nicht als sonderlich friedensfördernd bezeichnet werden kann. So verdankte Hessen seinen Aufstieg im späten Mittelalter besonders der erfolgreichen Durchsetzung seiner Interessen, meist mit Waffengewalt, und damit seiner Konfliktfähigkeit. Horst Carl weist in seinem Beitrag nach, dass die Landgrafen den auf Gewaltverzicht gründenden Landfriedenseinungen im 15. und 16. Jahrhundert distanziert gegenüberstanden, bei der „Ausgestaltung des Reiches zu einem System kollektiver Sicherheit mittels organisiertem Reichslandfrieden" (103) spielten sie keine prominente Rolle. Stattdessen setzten sie unter Verfolgung ihrer Machtinteressen auf dynastisch orientierte Bündnispolitik. Mit dem Anschluss an die Reformation durch Philipp von Hessen wurde außerdem, wie Wolf-Friedrich Schäufele in seinem Beitrag erläutert, die Konfession zu einem die hessische Bündnispolitik maßgeblich bestimmenden Motiv. Philipps Bündnisse dienten dabei, so Schäufeles Beurteilung, weniger der Friedenssicherung als vielmehr als Instrumente einer ehrgeizigen und oft hochriskanten Reichspolitik. Konfliktträchtig und entsprechend wichtig für die hessische Bündnis- und Sicherheitspolitik war insbesondere der maßgeblich durch den konfessionellen Gegensatz geprägte Antagonismus zwischen

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

den Landgrafen und den Habsburgern, der für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts von Jan Martin Lies untersucht wird. Eine bedeutende Episode hessischer Bündnispolitik im Dreißigjährigen Krieg stellt die Allianz mit Schweden dar, die Dorothée Goetze in ihrem Beitrag einer differenzierten Analyse unterzieht. Bei den Westfälischen Friedensverhandlungen konzentrierte sich Hessen dann, so die Neubewertung von Kerstin Weiand, „primär auf die Durchsetzung der eigenen Interessen und nicht auf die Durchsetzung einer allgemeinen und dauerhaften Friedensordnung" (243). Die durch den Frieden begründete Friedensordnung im Reich habe sich „nicht wegen, sondern trotz der landgräflichen Politik durchgesetzt" (244). Somit rücken in diesen Beiträgen Bündnis- und Friedensschlüsse besonders als Mittel des Machterhalts und der Machterweiterung sowie der Konfessionspolitik in den Blick.

Stärker auf vormoderne Praktiken von Friedensschluss und Friedenssicherung konzentriert sich zunächst die einleitende Untersuchung von Christoph Kampmann, die in neuer Perspektive zentrale Elemente der frühneuzeitlichen Friedensstiftung als Instrumente der „Sicherheitspolitik" in den Blick nimmt. Das konkrete Ziel frühneuzeitlicher Friedenspolitik habe, wie Kampmann anhand der Religionsfriedensschlüsse sowie der Westfälischen Friedensverhandlungen und -verträge darlegt, darin bestanden, „trotz der fortbestehenden großen Gegensätze begrenzte Zonen einigermaßen befriedeten Zusammenlebens, also begrenzte Zonen der Sicherheit zu schaffen" (9). Der Beitrag von Ulrich Ritzerfeld unternimmt eine vergleichende Untersuchung hessischer und anderer um die Mitte des 13. Jahrhunderts vereinbarter Landfriedensschlüsse. In den von ihm untersuchten Fällen erwiesen sich diese spätmittelalterlichen Konfliktlösungsstrategien in ihrer friedenssichernden Wirkung noch als sehr begrenzt. Christine Reinle behandelt in ihrem instruktiven Beitrag Fehdewesen, Bündnisse und Friedensschlüsse in Hessen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. In ihrer Analyse geht sie der Frage nach, warum kein dauerhafter Frieden hergestellt werden konnte und stattdessen der fehdeförmige Konfliktaustrag politischer Alltag blieb, obgleich ein breit gefächertes Instrumentarium weithin bekannter Befriedungstechniken zur Verfügung stand. Dabei arbeitet sie zentrale Eigenheiten des mittelalterlichen gegenüber dem frühmodernen Friedensverständnis heraus. Gabriele Haug-Moritz richtet in ihrem Beitrag den Blick auf Erbeinungen als Instrumente der Friedenssicherung im Reich des 15. und 16. Jahrhunderts. Diese Abkommen, in denen „ein genuin mittelalterliches Verständnis des innerweltlichen Friedens" (114) begegne, zielten, so ihre abschließende Beurteilung, nicht auf die Herstellung einer *pax generalis* ab, „sondern durch die *pax specialis* soll[te] in einer friedlosen Welt *unitas*, *securitas* und *tranquillitas* geschaffen und bewahrt werden" (115). Holger Th. Gräf schließlich untersucht dynastische Netzwerke – hier nimmt er neben der Ehe besonders die von der Forschung bislang wenig beachteten Patenschaften als Mittel der Netzwerkbildung in den Blick – und die Diplomatie als außenpolitische Instrumente an der Wende zum 17. Jahrhundert.

Insgesamt leistet der Band zum einen einen Beitrag zur Erforschung der hessischen Geschichte: Mehrere Aufsätze beinhalten vertiefte Untersuchungen zu zentralen Episoden der landgräflichen Reichs- und Mächtepolitik, einige nehmen Ergänzungen oder Korrekturen der älteren Forschung vor und gelangen zu neuen Bewertungen. Zum anderen leistet er einen Beitrag zur Geschichte des Friedens in Mittelalter und Frühneuzeit, für deren Erforschung einige Aufsätze interessante Impulse liefern. Langfristige Entwicklungen kann der Band hier jedoch angesichts voneinander abweichender Erkenntnisperspektiven und unterschiedlicher Friedensbegriffe in den Beiträgen kaum sichtbar machen.

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Was die Beiträge in ihrer Gesamtheit allerdings deutlich zutage treten lassen, ist die – in der Einführung zu Recht hervorgehobene – „Ambivalenz der sicherheitspolitischen Instrumente" (XIII) der Vormoderne. So dienten etwa Friedensschlüsse auch als Mittel der Machtpolitik und Interessendurchsetzung; bisweilen wirkten sie konfliktfördernd. Zudem war der Krieg als legitimes Mittel der Konfliktlösung allgemein akzeptiert und konnte eben auch zur Herbeiführung eines gerechten Friedens sowie zur Herstellung von Sicherheit dienen. „Daher gehörten", so Holger Th. Gräf, „auch der Krieg und der Aufbau bzw. die Unterhaltung eines schlagkräftigen Heeres zu den ‚Aspekten friedenssichernder und friedensstiftender Politik'" (180 f.). Der Band wirft damit nicht zuletzt die Frage auf, wie die – je nach Friedensverständnis unterschiedlichen – friedensstiftenden und -sichernden Funktionen dieser politischen Instrumente im Verhältnis zu ihren – Gewalt und Konflikte oft durchaus verringernden, beendenden und verhütenden, aber nicht selten auch generierenden und verschärfenden – Wirkungen zu beurteilen sind. Ebenso stellt sich die Frage, wie die pazifizierenden Funktionen und Wirkungen dieser politischen Instrumente im Verhältnis zu ihrer Bedeutung als Mittel der Machtpolitik, der Interessendurchsetzung und der Herrschaftssicherung und -ausweitung sowie zu ihren damit verbundenen konflikt- und gewaltgenerierenden und -verschärfenden Wirkungen beurteilt werden können. Dies sind Fragen, die die Forschung zum Frieden in der Vormoderne auch künftig beschäftigen werden.

Benjamin Durst, Augsburg

Rosen, Wolfgang, Die Ökonomie des Kölner Stiftes St. Aposteln. Strukturen und Entwicklungen vom Mittelalter bis 1802 (Rheinisches Archiv, 158), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 947 S. / graph. Darst. / 1 CD-ROM, € 120,00.

Die hier zu besprechende Arbeit hat eine außergewöhnlich lange Entstehungszeit hinter sich. Ihr Thema wurde noch in den 1990er Jahren mit Erich Meuthen in Köln vereinbart. Da Meuthen sie jedoch aus Gesundheitsgründen nicht bis zum Ende betreuen konnte, wurde sie 2014 von Manfred Groten in Bonn als Dissertation angenommen. Ihr Gegenstand ist das Wirtschaftsleben des ehemaligen Stifts St. Aposteln, das am westlichen Ausgang des Kölner Neumarkts gelegen ist. Als Quellengrundlage diente im Wesentlichen die umfangreiche Überlieferung im Stadtarchiv Köln. Die Quellenrecherchen konnten glücklicherweise noch vor dem Einsturz des Archivs im März 2009 abgeschlossen werden, so dass dem Werk eine ungeahnte Bedeutung als Materialbasis für die weitere Forschung zugewachsen ist. Der Autor trägt dem Rechnung, indem er auf einer seinem Buch beigefügten CD-ROM, die ihrerseits einen Umfang von 568 Seiten hat, die von ihm zusammengetragenen Daten zu Lage und Art der Güter des Stifts, zu deren Pächtern, zu Pachtverträgen, zu Abgaben und Zehnten sowie zu Krediten und Sicherheiten stichwortartig mitteilt. Trotz ihres schier erdrückenden Umfangs erweist sich die Überlieferung allerdings sowohl chronologisch als auch sektoral als sehr ungleichmäßig. Dies erklärt sich aus der unregelmäßigen Buchführungs- und Archivierungspraxis des Stifts ebenso wie aus der Mündlichkeit vieler Geschäftsvorgänge. Gewisse Schwerpunkte liegen zweifellos in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert, so dass der Autor auch Zeitabschnitte in den Blick bekommt, die bei der Untersuchung von Stiften zumeist unterbelichtet bleiben. Rosen behandelt das Stift St. Aposteln ausschließlich als Wirtschaftsunternehmen, das „wie ein großer Konzern im modernen Sinne geführt" wurde (44). Zwar stellt er einleitend unmissverständlich klar, dass alles Wirtschaften des Stifts außerökonomischen Zwecken verpflichtet gewesen sei, indem es vor allem die materiellen Voraussetzungen für die besonders feierliche Gestaltung des Gottes-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

dienstes und des Totengedenkens schaffen sollte; doch blendet er alle außerökonomischen Aspekte aus seiner weiteren Darstellung radikal aus. Ferner lehnt er eine makroökonomische Herangehensweise an sein Thema dezidiert ab. Die übergeordneten Ebenen stadtkölnischer, regionaler oder gar europäischer Konjunkturentwicklungen streift er folglich nur beiläufig; Beeinflussungen des Wirtschaftslebens durch externe Phänomene wie Wetter („Kleine Eiszeit") oder Kriege berührt er ebenfalls nur ganz am Rande. Denn eine makroökonomische Betrachtungsweise führt nach Ansicht des Autors allzu leicht zu Zirkelschlüssen, weil sie die Quellen einer einzelnen Institution nach den Befunden der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte auswähle und interpretiere. Stattdessen nimmt er eine strikt mikroökonomische Perspektive ein. Der Fokus der Untersuchung liegt also ganz auf dem Stift St. Aposteln und seinen je einzelnen Besitzungen. Minutiös wird man deshalb über die Kassensysteme des Stifts, die Einnahmen und Ausgaben, die sehr variabel gehandhabten Verpachtungsstrategien, die Kreditgeschäfte, die angepflanzten Getreidesorten, die ausdifferenzierten Anbau- und Kultivierungsvorschriften, die Schenkungen, Käufe und Verkäufe wie auch die Dienstleistungen und Steuern unterrichtet, und bis ins Detail wird man sogar über die Unterschiede der Düngung mit Mist, Mergel oder Stroh informiert. Dabei bedient sich der Autor einer geschliffen klaren Sprache, so dass man die Arbeit trotz der sehr speziellen Sachverhalte, die darin geschildert werden, durchweg glatt lesen kann.

Die kleinschrittigen Analysen des Verfassers führen zu bedeutsamen Ergebnissen für das Stift St. Aposteln. Wirtschaftliches Rückgrat des Stifts war demnach während des gesamten Untersuchungszeitraums die Produktion von Getreide, insbesondere von Roggen, daneben auch von Weizen, Gerste und Hafer. Trotz der breiten Streuung seines Grundeigentums von Nimwegen bis Bacharach bildete der überaus fruchtbare Landbesitz, der sich westlich von Köln bis in den Zülpicher Raum erstreckte, die Haupteinnahmequelle des Stifts. Dank der guten Lagermöglichkeiten, über die das Stift verfügte, konnte es gewinnorientiert auf dem Kölner Markt auftreten und äußerst flexibel auf Marktlagen reagieren. Doch es versorgte nicht nur die stadtkölnische Bevölkerung mit Zerealien, sondern exportierte seine Ernteerträge vor allem auch ins Bergische Land. Weinbau, Viehhaltung, Fischerei und Forstwirtschaft spielten dagegen für St. Aposteln nur eine untergeordnete Rolle und dienten eher der Eigenversorgung. Auch Renteneinkünfte blieben für die Stiftseinkünfte stets nur nachrangig. Die in der Forschung vorherrschende Vorstellung von einem geradezu zwangsläufigen Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft bestätigt sich am Beispiel St. Apostelns mithin nicht; im Gegenteil lässt sich zeigen, dass das Stift die Naturalwirtschaft in der gesamten Frühen Neuzeit, sogar bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, kontinuierlich ausbaute und so inflationären Tendenzen oder sonstigen Krisenerscheinungen sinnvoll begegnete. Insgesamt sprechen die hohen Marktquoten der Stiftsökonomie für eine durchweg aktive Wirtschaftspolitik der Kanoniker, die trotz zunehmender Heranziehung von Fachkräften letztlich immer selbst die Ausrichtung der Geschäfte bestimmten. Auch in die Vermietung und Verpachtung von Häusern und sonstigen Immobilien investierte das Stift in erheblichem Maße Arbeit, Zeit und Geld. Von einem Renten- und Versorgungsdenken, wie man es für die Stifte zumeist annimmt, kann demzufolge selbst im ausgehenden 18. Jahrhundert für St. Aposteln keine Rede sein. Als das Stift 1802 aufgehoben wurde, stand es in wirtschaftlicher Hinsicht sehr gut da. Theorien über den ökonomischen wie auch geistig-religiösen Niedergang von Kollegiatstiften treffen auf St. Aposteln nach Ansicht des Verfassers jedenfalls nicht zu. Sie kaschierten nur oberflächlich, dass politische Zielsetzungen einen Schlusspunkt unter seine Geschichte setzten.

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Ohne Zweifel stellt Rosens Monographie einen Meilenstein in der Erforschung des Stifts St. Aposteln in Köln dar und enthält zahlreiche innovative Ansätze, die gewiss auch für die Untersuchung anderer Kollegiatstifte nutzbar gemacht werden könnten. Immer wieder lädt der Verfasser zum Vergleich ein; aber er arbeitet selbst nicht komparatistisch. Auch unterbleibt eine Anbindung seiner Ergebnisse an die kölnische und rheinische Ereignisgeschichte ebenso wie an überregionale historische Entwicklungen. Die konsequente Engführung auf die Wirtschaftsdaten des Apostelstifts gibt dem Buch deshalb einen fast hermetischen Charakter. Welche über den Einzelfall hinausführenden Schlussfolgerungen sich daraus für die Wirtschafts-, Kirchen- oder Landesgeschichte ziehen lassen, bleibt völlig offen. So hält die Dissertation Rosens überaus vielfältige Informationen bereit, die indes für Leser, die nicht ausschließlich am Kölner Stift St. Aposteln interessiert sind, erst noch zum Sprechen gebracht werden müssen.

Hans-Wolfgang Bergerhausen, Würzburg

Auge, Oliver / Christiane *Witthöft* (Hrsg.), Ambiguität im Mittelalter. Formen zeitgenössischer Reflexion und interdisziplinärer Rezeption (Trends in Medieval Philology, 30), Berlin / Boston 2016, de Gruyter, VIII u. 346 S. / Abb., € 99,95.

Ambiguität im Sinne von Mehrdeutigkeit oder gar einem bewussten Akzeptieren von Unbestimmtheiten ist vielleicht nicht unbedingt das, was in landläufiger Vorstellung mit dem Mittelalter verbunden wird. Und auch in Fachkreisen stand diese Kategorie bis vor kurzem nicht eben im Fokus des Forschungs- und Erkenntnisinteresses; das „Lexikon des Mittelalters" verzeichnet beispielsweise keinen Eintrag zu diesem Stichwort. In der letzten Zeit beginnt sich die Situation jedoch zu wandeln. Nicht zuletzt die umfangreiche Studie von Thomas Bauer, die die „Kultur der Ambiguität" im islamischen Raum und in der islamischen Rhetorik der Vormoderne – vielleicht etwas überpointiert – thematisiert und postuliert, scheint eine Debatte über die Bedeutung von Ambiguität auch in der lateinischen und volkssprachigen Literatur und Kultur Westeuropas angestoßen zu haben; der zu besprechende Band ist ein beredtes Zeugnis dafür. Wohl kaum zufällig beziehen sich dann auch fast alle Beiträge dieses Bandes mehr oder weniger intensiv auf Bauers Ausführungen.

Der Band gliedert sich in drei Themenbereiche, die jedoch nicht ganz trennscharf sind und es auch nicht sein sollen, sondern durchaus Verbindungen untereinander aufweisen. Teil I ist mit „Rhetorik und Texthermeneutik" überschrieben. Dass zuerst dieses Feld behandelt wird, wenn es um Ambiguität geht, liegt nahe. Denn Kommunikation, Verständigung durch Sprache, durch Texte oder Handlungen, verlangt im Prinzip nach Eindeutigkeit, damit die transportierte Botschaft auch verstanden wird. Falls Eindeutigkeit nicht hergestellt werden kann, liegt in der Regel ein ‚Störfall' vor – oder die Intention, bewusst Mehrdeutigkeit zu evozieren, was freilich versierte Rezipienten voraussetzt, die mit solchen Ambivalenzen umzugehen wissen, sie tolerieren und vielleicht sogar goutieren. Eben das ist, Bauer zufolge, in der islamischen Rhetorik und Hermeneutik der Fall gewesen, wie der von ihm stammende Eröffnungsbeitrag des Bandes noch einmal verdeutlicht. Dass dies jedoch kein kategorialer Gegensatz zu lateinisch-westlichen rhetorischen Traditionen sein muss, demonstrieren die nachfolgenden Beiträge von Udo Friedrich, der das generelle Ambiguitätspotenzial der in der Rhetorik oft benutzten und hochgeschätzten Metapher betont, und vor allem auch derjenige von Christel Meier, die – nur auf den ersten Blick überraschend – die Ambiguitätstoleranz des lateinischen Westens an den teilweise divergenten, je nach Rezipientenkreis unterschiedlich funktionalisierbaren, teilweise auch konkurrierenden Auslegungsmöglichkeiten der Bibel vorführt.

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Aus dem zweiten großen Themenbereich, in dem es unter dem Rubrum „Literarhistorische Ambiguität“ um Mehrdeutigkeiten in verschiedenen Texten des 12. bis 16. Jahrhunderts geht, ragt der umfangreiche Beitrag von Marina Münkler insofern heraus, als sie – dabei auf ihre Habilitationsschrift zurückgreifend – eine definitorische Klärung des Ambiguitätsbegriffs und seiner unterschiedlichen Facetten unternimmt und exemplarisch „narrative Ambiguität“ am „Faustbuch“ von 1587 diskutiert. Die weiteren Beiträge aus diesem Bereich beschäftigen sich sämtlich mit Ambivalenzen, Widersprüchen, oder auch (vermeintlichen) Unvereinbarkeiten in literarischen Werken aus unterschiedlichen Genres der Vormoderne. Allen Beiträgern gelingt es dabei, solche Mehrdeutigkeiten in den von ihnen untersuchten Texten zu konstatieren und interpretatorisch fruchtbar zu machen. Diese erfolgreichen Analysen verweisen implizit aber zugleich auf die Gefahren eines solchen methodischen Vorgehens. Denn literarische Texte sind in der Regel, sofern es sich um ambitioniertere Werke handelt, gerade durch ihre Mehrstimmigkeit, ihre Dialogizität (Bachtin) gekennzeichnet. Nur äußerst selten werden indes entsprechende Tendenzen deutlich oder gar programmatisch ausgestellt. Es liegt also am Rezipienten oder eben am Interpreten, jene Polyvalenzen und Friktionen, die sich auch als Ambiguitäten beschreiben lassen, zu entdecken oder jedenfalls wahrscheinlich zu machen. Und das vermögen versierte Literaturwissenschaftler meist mühelos. Insofern lassen sich ex post sehr oft Mehrdeutigkeiten entdecken, und es erscheint deshalb zwingend notwendig, jeweils möglichst exakt zu definieren, was unter Ambiguität verstanden werden soll, um der Gefahr unkontrollierten Wucherns, wenn nicht sogar der Beliebigkeit von Mehrdeutigkeiten zu entgehen. Die Herausgeber bieten im Vorwort brauchbare Werkzeuge dazu an: Eine – auch zeitgeschichtliche – Kontextualisierung ist in jedem Fall zwingend notwendig, wenngleich nicht immer ganz leicht zu leisten.

Die dritte und letzte Sektion versammelt unter der Überschrift „Kulturhistorische Ambiguität“ Beiträge aus dem Bereich der historischen Wissenschaften (Matthias Müller zur impliziten Kritik am Rittertum in den „Iwein“-Fresken auf Schloss Rodenegg; Gerd Althoff zu ambigen Ritualen; Uwe Israel zum Ausgang von Zweikämpfen; Birgit Studt zu Ideal und Wirklichkeit in der Darstellung des Lebens Wilwolts von Schaumburg durch Ludwig von Eyb; Markus Schürer zur nicht eindeutigen Judendarstellung in einem „Adversus-iudeos“-Traktat aus der Mitte des 15. Jahrhunderts). Auch hier erhebt sich die Frage, wie und ob die konstatierten Ambiguitäten bzw. die Ambiguitätstoleranz als gezielt eingesetzte Mittel im künstlerischen oder politischen Diskurs der Zeit verstanden und nachgewiesen werden können, oder ob sie nur modernen Interpreten auffallen. Immerhin kann Uwe Israel in seinem Beitrag zur Uneindeutigkeit des Ausgangs von Gerichtskämpfen und Ordalien mit Agobard von Lyon eine Quelle aus dem 9. Jahrhundert benennen, in der über die *ambiguitas* von solchen Kämpfen reflektiert wird. Dass man entsprechende Mehrdeutigkeiten offenkundig ganz bewusst (aus-)nutzen konnte oder jedenfalls damit kalkulierte, demonstrieren zeitgenössische Gutachten über Ordalien ebenso wie etwa Isoldes List im „Tristan“-Roman Gottfrieds von Straßburg und die bekannte Kritik des Autors an der Ambiguität der Probe durch das heiße Eisen. Hier erhellen sich historische und literarische Kontexte gegenseitig.

Es ist das Verdienst der Herausgeber, durch die Organisation einer interdisziplinären Tagung zur „Ambiguität im Mittelalter“ im Jahr 2013 und durch die Publikation des sorgfältig redigierten Bandes, der sich über ein Personen-, Orts- und Werkregister leicht erschließen lässt, die ebenso komplexe wie innovative Perspektiven eröffnende

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Thematik auf die Tagesordnung der Literatur- und Kulturwissenschaften gesetzt und für weitere Forschungen und Diskussionen geöffnet zu haben.

Bernd Bastert, Bochum

Borgolte, Michael / Nikolas *Jaspert* (Hrsg.), Maritimes Mittelalter. Meere als Kommunikationsräume (Vorträge und Forschungen, 83), Ostfildern 2016, Thorbecke, 333 S. / Abb., € 49,00.

Selbst im postapokalyptisch verorteten Hollywood-Film „Waterworld" (1995) suchen die Meeresbewohner nach dem vermeintlich mythischen Ort „Dryland". So ist bei allem maritimen Interesse auch in den Geisteswissenschaften – man möchte sagen: naturgemäß – das Meer kaum ohne das Land zu denken und darzustellen. Und so kommt auch die Verschriftlichung der Reichenauer Herbsttagung des Jahres 2012 nicht ohne Land als Bezugspunkt aus; allerdings wird der Band dem von den Herausgebern vorgegebenen Ziel eines Perspektivwechsels hin zu einer stärkeren Fokussierung des Meeres durchaus gerecht. Michael Borgolte und Nikolas Jaspert weisen schon im Vorwort auf die Notwendigkeit hin, „die deutsche Mediävistik zu einer internationalen historischen, keineswegs auf das Mittelmeer beschränkten Meeresforschung in Beziehung zu setzen, die in den letzten Jahrzehnten außerordentlich an Dynamik gewonnen hat" (7). Dementsprechend liegen schon manch andere Bände und Beiträge zum Thema mit zumeist interepochaler und interdisziplinärer Anlage vor. Umso sinnvoller erscheint es, dass sich der Konstanzer Arbeitskreis des Problems angenommen hat, ist doch der „Platz des Mittelalters in der Weltgeschichte des Meeres […] noch unbestimmt" (14).

In der Einleitung nehmen die Herausgeber zunächst einen Törn über die Wahrnehmungs- und Einordnungsgeschichte des Meeres im Mittelalter vor, das unter anderem durch Spacing und Synthese, durch spezifische Interaktion und Kommunikation eigene Raumbildungen erfuhr, die sich – oft in aquatisch-liquide Metaphorik gekleidet – eben partiell anders darstellt als terrestrische. Es geht hier mithin um verschiedene Formen einer Aneignung des Meeres. Die sodann abgehandelte, grob gesagt zwischen Fernand Braudel und dem „spatial turn" aufgespannte Forschungsgeschichte zeigt nicht zuletzt die „Relationalität der See" (24) sowie deren Kontingenzcharakter auf – Aspekte, die auch die folgenden Beiträge stark berücksichtigen. Diese sind zum Teil konzeptionell-vergleichend gehalten, zum anderen Fallstudien zu bestimmten (Teil-)Meeren. Gleichwohl sind diese Ansätze erfreulich aufeinander bezogen und verflochten.

Im ersten Zugang setzen sich Jan Rüdiger mit der „Frage mittelalterlicher Thalassokratien" und Sebastian Kolditz mit „Horizonte[n] maritimer Konnektivität" auseinander. Rüdiger zeigt nicht allein für Nordeuropa anhand bemerkenswerter Beispiele, dass Seeherrschaft manchen Zeitgenossen auch ohne (viele) Landstützpunkte vorstellbar war oder als „Zusatzoption" (49) diente, dass dies aber eher situativ denn auf Dauer funktionieren konnte, zumal bei der „Bindung von Frieden an Land" (47) und damit der Durchsetzung des territorialen Prinzips. Gewissermaßen in Anknüpfung an Rüdigers Hervorhebung, dass Raum zur See „netz- oder routenförmig statt flächig" (44) strukturiert wurde, untersucht Kolditz (nicht nur) für den östlichen Mittelmeerraum und in Auseinandersetzung mit den Thesen Peregrine Hordens und Nicholas Purcells die historischen Bedingungen und Deutbarkeiten maritimer Verbindungen und ihrer Rhythmen. „Konnektivität" kann, so legt Kolditz überzeugend dar, maritime Interaktion und Kommunikation im Rahmen etwa der Netzwerkanalyse nicht nur messend gewichten, sondern auch hinsichtlich historischer Dauer, Frequenz und Intensität

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

qualifizieren. Er profiliert unter den möglichen Analyseebenen besonders Häfen und Engstellen, verweist aber auch auf die Bedeutung der Betrachtung von „Menschen auf See – Menschen der See“ (100) unter dem Gesichtspunkt der Translokalität.

Die folgenden Fallstudien können in ihrer Fülle hier nur kursorisch angesprochen werden: Ruthy Gertwagen mahnt für das hoch- und spätmittelalterliche Mittelmeer zu Recht die Berücksichtigung der Technikgeschichte nicht in einem engen Spartensinn, sondern der technischen Entwicklungen der Zeit, ihrer Korrelationen, Interdependenzen und Zonen an, was Michel Balard – erweitert um Handelspolitik und -praktiken – für das Schwarze Meer unternimmt. Jenes war dabei im 13. Jahrhundert vorübergehend ein wichtiger Transmissionsraum, ehe die zunehmende ottomanische Dominanz es zur regionalen Größe werden ließ. Jenny Rahel Oesterle betrachtet „Arabische Darstellungen des Mittelmeers in Historiographie und Kartographie“ und kann eindrücklich zeigen, dass das Mediterraneum von *einem* zu *dem* Meer der entscheidenden Auseinandersetzungen für die arabischen Herrschaften wurde. Annette Schmiedchen erweitert den Blick um die „Akteure der mittelalterlichen Kommunikation im Indischen Ozean“, weist den Seehandel als tragendes Element der Konnektivität in diesem Raum aus, betont aber auch, dass das Verhältnis zur Seefahrt im Indischen Ozean durchaus „religionsabhängig“ (286) war. Das Handelsembargo Clemens' V. von 1308 unter anderem gegen Venedig ordnet Georg Christ in den größeren Rahmen der päpstlichen Kreuzzugs- und Seepolitik dieser Zeit ein.

Atlantisch wird es mit dem Beitrag von Benjamin Scheller über die „Atlantikexpansion der Europäer, die Fernhändler und die neue Erfahrung des Fremden im 14. und 15. Jahrhundert“. Er untersucht verschiedene Augenzeugenberichte in ihrer „Wissensproduktion über das Fremde“ (237), besonders eingehend denjenigen des Venezianers Alvise Cadamosto über seine Westafrikafahrt 1455/56 – einschließlich der Flussfahrt über den Gambia. Unter den von Marina Münkler definierten Wissenskategorien (kategorial, operativ, instrumentell) sieht Scheller hier vor allem instrumentelles Wissen ins Werk gesetzt und behandelt eindrucksvoll die prägenden Differenzmarker Religion und Hautfarbe. Nach Nordeuropa schauen schließlich Carsten Jahnke und Nils Blomkvist: Jahnke zieht zunächst die Begriffsgeschichte der Nordsee (vor allem im Sinne der „Westsee“ im Unterschied zum Nordmeer) heran und argumentiert sodann, dass diese zwar stark frequentiert und vernetzt war, jedoch kaum einmal eine Einheit per se darstellte und selbst das Reich Knuts des Großen keine veritable Thalassokratie, sondern eine transmarine Herrschaft war. Wichtig ist zudem seine Frage, ob nicht der Deich das Verhältnis der vormodernen Küstenbewohner zum Meer stärker versinnbildlicht als das Schiff. Blomkvist betrachtet, weitgespannt wie zum Schmunzeln einladend, die Geschichte der Ostsee, ihrer Küsten(bewohner) und deren sukzessive Einbeziehung in das territorial-klerikale System „Europa“, das sich eben nicht nur machtpolitisch, sondern auch kulturell durchsetzte.

In Daniela Randos hervorragender Zusammenfassung werden unter anderem noch einmal die Zuschreibungen „Meer – Freiheit“ und „Land – Herrschaft“ mit ihren jeweiligen Implikationen nicht zuletzt für kulturelle, politische und wirtschaftliche Aneignungen des Meeres koloriert, aber auch darauf hingewiesen, dass die Übergänge schon im Mittelalter eigentlich fließend waren. So bemerkt Rando, dass die Meilenzonen damals nicht nur Usus der Macht waren, sondern auch schon theoretisch angelegt wurden. Umso mehr gelte es, fortan noch stärker Küsten, Inseln und Archipele in die Untersuchung des maritimen Mittelalters einzubeziehen. Sie unterstreicht ferner die Bedeutung von Fragen nach der Bewältigung des Kontingenzraums Meer, nach der Umsetzung von Interaktion in zeitgenössische Schriftlichkeit sowie nach der Rolle der Schiffsbesatzungen. Der vorliegende Tagungsband ist eine gelungene Verbindung

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

hochinteressanter Einzelbeobachtungen und -ergebnisse und programmatischer Argumentationen, die jeweils für weitere Forschungen in diesem Bereich anregend sein werden. Wie von den Herausgebern gewünscht, wird das Potential der maritimen Geschichte als mediävistischer Beitrag zur Globalgeschichte deutlich; es bleibt vielleicht noch die Frage nach einem maritimen Proprium des Mittelalters. Jedenfalls ist das Meer als Forschungsgegenstand noch weit offen.

Gabriel Zeilinger, Kiel

Riley-Smith, Jonathan, Die Kreuzzüge, aus dem Englischen übers. v. Tobias Gabel / Hannes Möhring, Darmstadt 2015, von Zabern, 484 S. / Abb., € 49,95.

Wenn die Wissenschaftliche Buchgesellschaft dieses Werk mit dem Sticker „Das internationale Standardwerk" bewirbt, verspricht sie nicht zu viel. Kein anderer Wissenschaftler hat die Kreuzzugsforschung am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhundert so sehr geprägt wie Jonathan Riley-Smith, der leider im vergangenen Herbst von uns gegangen ist. Riley-Smith sowie seinen Schülern und Schülerinnen ist es zu verdanken, dass sich seit den 1980er Jahren neben militärgeschichtlichen, politischen, diplomatischen und archäologischen Zugängen ein weiterer Zugang zur Kreuzzugsgeschichte etablieren konnte, den man als frömmigkeitsgeschichtliche Perspektive bezeichnen könnte. Diese Perspektive fokussiert primär auf die ernsthafte religiöse Motivation der Kreuzzugsteilnehmer und -teilnehmerinnen und versucht, die Sorge um das Seelenheil als entscheidendes Movens der mittelalterlichen Kreuzzugsbewegung herauszuarbeiten.

Von ebenso großer Bedeutung für die Entwicklung der Kreuzzugsforschung war außerdem, dass Riley-Smith, anders als viele Kollegen seiner Generation, für eine generalistische und pluralistische Definition der Kreuzzüge eintrat. Laut Riley-Smith können alle Kreuzzüge als „echt" bewertet werden, die der Bekämpfung von als „ungläubig" oder „ketzerisch" definierten Personen und Gruppen im Rahmen eines als „Heiliger Krieg" definierten militärischen Konflikts dienten. Die Unterscheidung von profanen Kriegen sei vor allem durch drei rechtlich verbindliche Rahmenbedingungen gewährleistet gewesen: Ein Kreuzzug musste durch den Papst im Namen Christi proklamiert werden; Kreuzfahrer legten ein spezielles Gelübde ab; an die Kreuzzugsteilnahme war das Versprechen eines primär geistlichen Lohns, vor allem des Ablasses, geknüpft (47–55). Die „Kanonizität" von Riley-Smiths Kreuzzugsdefinition ist auch daran zu erkennen, dass sie sich in nahezu allen maßgeblichen Fachlexika wiederfindet.

Erst durch die generalistische und pluralistische Sichtweise wurde es außerdem möglich, die Kreuzzüge auf der Iberischen Halbinsel (Reconquista), im Ostseeraum sowie die Kreuzzüge gegen vermeintliche Häretiker und Feinde des Papsttums als verschiedene Spielarten ein und desselben Phänomens zu begreifen. Neben der räumlichen Ausdehnung ist aber vor allem auch die chronologische Ausweitung bemerkenswert, denn 1291 (Fall von Akkon) kann nach dieser Sichtweise nicht mehr als das Ende der Kreuzzugsbewegung betrachtet werden, so dass Riley-Smith im zehnten Kapitel des vorliegenden Werkes auch eindrücklich „Die Vielfalt der Kreuzzugsidee" bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts aufzeigt (346–393). Das elfte und letzte Kapitel des Buches ist dem „langsamen Tod der Kreuzzugsbewegung" gewidmet (394–426), und überzeugend führt Riley-Smith das Beispiel des von Kardinal Charles Martial Lavigerie gegründeten neuen Ritterordens (Institut religieux et militaire des Frères armés du Sahara) an. Dessen Mitglieder versteht Riley-Smith als die letzten „echten" Kreuzfahrer (415–420). Der Orden existierte zwar nur zwei Jahre, von 1890 bis 1892, und hatte primär das Ziel, den afrikanischen Sklavenhandel zu bekämpfen, dennoch ist

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Riley-Smith zuzustimmen, dass dieses und viele andere Beispiele belegen, dass noch an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in vielen Individuen und Gruppen der Wunsch nach einer Wiederbelebung der Kreuzzugsidee wach und lebendig war. Der „Gedächtnisschwund" (425 f.) im Hinblick auf das lange Nachleben der Kreuzzugsidee, den Riley-Smith auf den letzten anderthalb Seiten seines Werkes den westlichen Gesellschaften zuschreibt, ist aber vermutlich nicht nur auf einen „intellektuellen Konsens" zurückzuführen. Zu guten Teilen ist er auch Ergebnis einer Wissenschaftspolitik, die bis in unsere Gegenwart hinein die Spezialisierung und Aufteilung der Geschichtswissenschaft befördert hat. Nicht zuletzt ist es dem daraus erwachsenden „Containerdenken" (mit-)geschuldet, dass die Kreuzzüge auch heute noch zumeist als rein mittelalterliches Phänomen verstanden werden. Riley-Smith und einigen anderen ist es aber zu verdanken, dass sich in den letzten Jahren mehr und mehr Kreuzzugsforscher und -forscherinnen den Kreuzzügen, Kreuzzugsideen und -plänen in nachmittelalterlicher Zeit als lohnenswertem Studienobjekt zuwenden. Denn nur wer versteht, wie und warum die Erinnerung an die Kreuzzüge im 19. und 20. Jahrhundert wachgehalten bzw. wiederbelebt wurde, kann vielleicht auch erklären helfen, wie das Label „Kreuzfahrer" bei aktuellen religiös motivierten Gewalttaten wieder solche Prominenz erlangen konnte. Auf dieses Problem geht Riley-Smith nur kurz ein – zum einen weil im Februar 2013, als er die Überarbeitung der dritten englischen Auflage dieses Werkes abschloss, die Gräueltaten des sogenannten „Islamischen Staates" in den westlichen Medien noch kaum vorkamen und die Ereignisse von 2001 schon wieder an tagespolitischer Brisanz verloren hatten, zum anderen weil er stets völlig zu Recht betont hat, dass sich über die Kreuzzüge aus islamischer (oder hier besser: islamistischer) Sicht nur qualifiziert äußern könne, wer auch die entsprechenden Sprachkenntnisse besitze und somit die Originalquellen angemessen berücksichtigen könne.

Das vorliegende Werk ist also im wahrsten und besten Sinne des Wortes umfassend. Vor allem aber beherrscht Riley-Smith die große Kunst des präzisen und dennoch allgemein verständlichen Erzählens und Schreibens. Trotz seines voluminösen Umfangs ist es eine wahre Freude, in diesem Werk zu lesen, denn es gelingt Riley-Smith stets eine ungeheure Materialfülle so zu kondensieren, dass nicht nur die Ereignisgeschichte plastisch wird, sondern zugleich Forschungsprobleme und -fragen am jeweiligen Beispiel deutlich werden. Die Konstruiertheit und Vorläufigkeit unseres Wissens über die Kreuzzüge bleibt so stets präsent, obwohl Riley-Smith es trotzdem schafft, eine kohärente Geschichte zu erzählen.

Ein leider recht schwerwiegendes Manko muss jedoch noch benannt werden: Da schon in den englischen Originalauflagen auf einen umfassenden Anmerkungsapparat verzichtet wurde, finden sich natürlich auch in der deutschen Übersetzung keine direkten Quellenbelege und Literaturverweise. Als Anhang ist zwar eine hilfreiche kommentierte Bibliographie zur Forschungsliteratur und zu Quellenübersetzungen auf dem Stand von 2013 beigegeben, aber derjenige, der sich von Riley-Smiths Beispielen zu eigenen Arbeiten inspiriert fühlt, dürfte hin und wieder recht frustriert sein, wenn auch bei allem detektivischen Spürsinn nicht zu ermitteln ist, auf welche Quellen bzw. Forschungsarbeiten Riley-Smith sich im Einzelnen bezieht.

Auch sollte nicht verschwiegen werden, dass mittlerweile eine Generation von Kreuzzugshistorikern und -historikerinnen heranwächst, die nicht länger an der Unumstößlichkeit von Riley-Smiths Definition festhält. Tatsächlich stellt sich angesichts der Dominanz des frömmigkeitsgeschichtlichen Zugangs die Frage, welche Motive und Motivationen diejenigen prägten, die sich in den Kreuzfahrerherrschaften niederließen oder gar als Orientlateiner geboren wurden. Sind also Kreuzzug und das Leben in den von Kreuzfahrern eroberten Gebieten zwei unterschiedliche Phänomene? Und damit

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

verbunden stellt sich die Frage, ob nicht Motive und Motivationen wie zum Beispiel Mission oder auch territoriale Expansion, die in anderen Kreuzzugsgebieten sehr viel deutlicher hervortreten als in der Levante, nicht doch auch in die allgemeine Kreuzzugsdefinition einfließen müssten.

Riley-Smiths „Die Kreuzzüge" ist und bleibt ein Meisterwerk und ein Meilenstein. Interessierte Laien finden hier eigentlich alles, was man über die Kreuzzüge wissen sollte. Für angehende Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ist dieses Werk vor allem aber auch eine Anregung, ein Anfangspunkt für weitere Forschungen, für Tiefenbohrungen und Neujustierungen.

Kristin Skottki, Bayreuth

Goridis, Philippe, Gefangene im Heiligen Land. Verarbeitung und Bewältigung christlicher Gefangenschaft zur Zeit der Kreuzzüge (Vorträge und Forschungen, Sonderband 57), Ostfildern 2015, Thorbecke, 448 S., € 46,00.

Die Gefangenschaft eines christlichen Fürsten bei den Muslimen im Zuge der Kreuzzüge hatte große Auswirkungen auf dessen politisches, wirtschaftliches und soziales Umfeld. Es mussten Mechanismen und Regelungen gefunden werden, um die Abwesenheit des Herrschers zu kompensieren und die Rechte und das Eigentum der Gefangenen zu schützen. Die Bedeutung der Gefangenschaft hochrangiger christlicher Herrscher zeigt sich auch in der großen Anzahl narrativer und juristisch-diplomatischer Texte, welche die „historischen Wahrheiten" entweder moralisch, axiomatisch oder historisch-faktisch wiedergeben. Eben diese beiden Fragen, wie eine Gefangenschaft durch das soziopolitische Umfeld bewältigt und welche (literarischen) Strategien genutzt wurden, um die Gefangenschaft „im Rahmen einer heilsgeschichtlichen Interpretation erklär- und verstehbar" (14) zu machen, will die vorliegende Studie klären. In zwei größeren Abschnitten werden deshalb die „Formen der literarischen Verarbeitung von Gefangenschaften im Heiligen Land und in Europa […] sowie die darauf basierenden Bewältigungsstrategien" (32 f.) behandelt. Dabei dienen dem Autor unter anderem die Arbeiten von Yves Gravelle und Yvonne Friedman als Grundlage. Er weitet diese jedoch unter verstärkter Rücksichtnahme auf die politischen und sozialen Verhältnisse der Kreuzfahrerherrschaften überzeugend aus.

Um topische Darstellungen sowie Idealvorstellungen einer Gefangenschaft von realen Bedingungen und juristischen Herangehensweisen unterscheiden zu können, nutzt Goridis ein breites Quellenspektrum: narrative Quellen, Historiographie sowie Rechtsbücher und diplomatische Zeugnisse. Die Vielzahl der Quellen bringt jedoch auch die Notwendigkeit mit sich, die zu untersuchende Gruppe der Gefangenen zu begrenzen. Für die Analyse werden die weltlichen Eliten des lateinischen Ostens und der Kreuzzugsheere herangezogen, die in den Quellen gut fassbar sind und reichlich Material bieten. Zeitlich umfasst der Untersuchungsrahmen das 12. und 13. Jahrhundert.

Zunächst werden die Gefangennahme und die Haftbedingungen dargestellt, für deren Schilderung erzählende Quellen genutzt und deren narrative Spezifika herausgearbeitet werden, wobei zwischen einfachen Einschüben in Form von reinen Erwähnungen und „echten Gefangenschaftsnarrativen" (23) unterschieden wird. Durch die kritische Lesart seiner Quellen kann der Autor dabei nach der „Funktion und Wandelbarkeit" (380) der beschriebenen Gefangenschaften fragen und verschiedene Deutungskontexte ausmachen. Drei Erzählstrategien lassen sich auf diesem Wege identifizieren: Eine Darstellung der Gefangenschaft ohne eigene Narrativität kann vor allem in den nahöstlichen Quellen ausgemacht werden; eine zweite Gruppe stilisiert

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

den Gefangenen als Märtyrer im Sinne der Imitatio Christi oder als christlichen Ritter auf Abenteuerfahrt. Hier hätten auch die Bilder ‚heidnischer' Gefangenschaften in der Bibel und der seit der Spätantike tradierten Hagiographien einen großen Einfluss auf die europäische Vorstellung von Gefangenschaft gehabt. Zur dritten Gruppe können schließlich die Erzählungen im Nahen Osten und in Europa zählen, die die Gefangenschaftsepisode nutzen, um Kritik zu üben. Denn Erzählungen über Gefangenschaft eigneten sich, um die negativen „Folgen für die Beteiligten [einer] Niederlage oder fehlerhaftes Verhalten" (177) darzulegen.

Sehr gewinnbringend in der vorliegenden Studie ist das Kapitel zu den „Topoi und Tendenzen in der Darstellung von Gefangenschaft". Dabei macht der Autor vor allem an den Stellen topische Wendungen aus, die sich für moralische Botschaften eignen und intensive oder emotionale Momente der Gefangenschaft behandeln, wie die Gefangennahme oder den Moment der Freilassung. Den herangezogenen Augenzeugenberichten attestiert Goridis dabei eine „dosierte Verwendung von topischen und narrativisierenden Elementen" (165). Auffällig sei jedoch, dass der Kenntnisstand der Schreiber sehr variiere und gerade Unkenntnis Raum für Topoi und Ausschmückungen böte.

Der zweite große Teil der Untersuchung widmet sich der Bewältigung der Gefangenschaft. Er stellt vor allem die konkreten Maßnahmen vor, die ergriffen wurden, um die Abwesenheit des Fürsten zu kompensieren und die Befreiung des Gefangenen sowie seine Reintegration in die Gesellschaft und sein früheres Leben voranzutreiben. Die Gefangennahme beeinflusste die militärischen Optionen und die Regierungsgeschäfte im Herrschaftsgebiet und nahm dem Umfeld des Herrschers eine wichtige Identifikationsfigur. Für die meisten seiner Fälle kann Goridis die Bedeutung der Verhandlungen herausarbeiten, die zu (teils horrenden) Lösegeldzahlungen, zur Stellung von Bürgen und Geiseln oder zu einem Gefangenenaustausch führten. Sehr risikobehaftet war eine gewaltsame Befreiung, die deshalb nur dann zur Anwendung kam, wenn alle anderen Möglichkeiten oder die notwendigen Ressourcen für Lösegelder erschöpft waren.

Überzeugend wird die Unterstützung durch die Familien (hier insbesondere die Ehefrauen), Freunde und militärischen Allianzen dargestellt. Die soziopolitischen Strukturen sorgten auch dafür, dass die Gefangennahme eines Herrschers aufgrund von Stellvertreterschaften der Söhne oder Ehefrauen vorübergehend kompensiert werden konnte. Trotzdem erwiesen sich überstandene Gefangenschaften häufig als „erhebliche Hypothek", vor allem für Kreuzfahrer ohne wirtschaftliche oder soziale Basis im Heiligen Land – hier jedoch bezieht sich der Autor vor allem auf die monetäre Seite der Gefangenschaft; inwieweit die Bewältigung der Erlebnisse die Persönlichkeit oder das spätere Handeln beeinflusste, kann nicht geklärt werden. Lediglich die Vorurteile, gegen die die freigelassenen Herrscher zu kämpfen hatten, und die Bewertung ihres Verhaltens in der Haft und nach der Freilassung werden thematisiert. Letztendlich, so stellt die Studie heraus, hatten die Gefangenschaften noch einen weiteren Aspekt: Nach den glücklosen Bestrebungen, das Heilige Land dauerhaft zu erobern, konnte zumindest der karitative Gedanke der Kreuzzüge durch die Befreiung von Gefangenen und die Fürsorge für sie aufrechterhalten und vorangetrieben werden.

Die sehr quellenreiche und gut strukturierte Studie erleichtert das Verstehen durch gut platzierte Zwischenfazits und Übergänge; an manchen Stellen hätten jedoch Wiederholungen vermieden und die Quellenauszüge kohärenter entweder im lateinischen oder altfranzösischen Original oder in der Übersetzung (z. B. 13, 79, 83) wiedergegeben werden können.

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Philippe Goridis bettet die christlichen Gefangenschaften in den interkulturellen, politischen und sozialen Kontext des Heiligen Landes ein und arbeitet sehr anschaulich das Verhalten des Umfelds und der Verbündeten heraus, welche an der Dauer der Gefangenschaft und dem Ausgang derselben einen großen Anteil hatten. Das vorliegende Buch ist eine überaus gewinnbringende Lektüre für jeden, der sich mit der Zeit der Kreuzzüge oder den Bedingungen militärischer Gefangenschaften, aber vor allem mit den Wechselwirkungen zwischen dem Gefangenen und seinem soziopolitischen Umfeld befassen möchte.

Mirjam Reitmayer, Bochum

Shukurov, Rustam, The Byzantine Turks. 1204–1461 (The Medieval Mediterranean, 105), Leiden / Boston 2016, Brill, XIII u. 513 S. / Abb., € 166,00.

Das vorliegende, höchst interessante Buch ist die Frucht langjähriger Forschungsarbeiten zu den byzantinisch-türkischen Beziehungen, hauptsächlich in der Zeit zwischen dem frühen 13. Jahrhundert und der osmanischen Eroberung von Trapezunt (heute Trabzon) als letzter verbleibender byzantinischer Enklave im Jahre 1461. Grundlegende Analysen betreffen das Verhältnis beider Völker unter historischen, kulturellen und linguistischen Gesichtspunkten. In vergleichbarer Form noch nicht erfolgt ist die Auseinandersetzung mit den Lebensverhältnissen der „byzantinischen Türken", einer Personengruppe, die auf byzantinischem Reichsboden siedelte und unter diesem Namen bereits in zeitgenössischen griechischen wie türkischen Quellen erwähnt wird. Oft christianisiert, waren sie zuweilen gut in die byzantinische Gesellschaft integriert. Dieses Phänomen wird bereits in aller Kürze in der „Introduction" angesprochen (1–10, hier 8f.). Ferner finden sich hier Ausführungen zur Zielsetzung des Buches, zu den methodischen Ansätzen und zur Forschungsgeschichte. – Das erste Kapitel, „The Byzantine Classification of the Turks", widmet sich dem Versuch, das Verständnis türkischer Identität seitens der Byzantiner zu rekonstruieren (11–64). Nur selten findet sich in den griechischen Quellen ein Verweis auf die Ethnien einzelner Turkvölker, auf Kumanen oder Petschenegen; zumeist werden die Türken in Anwendung des typischen byzantinischen Archaismus mit Völkern des Altertums in Verbindung gebracht. Turkstämme aus dem nordöstlichen Schwarzmeerraum galten meist als *Hunnoi* oder *Skythai*, jene, die aus dem Osten kamen oder später in Anatolien siedelten, wurden oft als *Persai* beschrieben. Demgegenüber trat der Gebrauch des Wortes *Tourkoi* zurück. Geographische Kriterien wurden in der Terminologie der Byzantiner also als maßgeblicher erachtet als linguistische Aspekte. Grundsätzlich bestimmte sich die Identität durch die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gruppe; byzantinische Identität war untrennbar mit der Orthodoxie verbunden. Hatte man ein anderes religiöses Verständnis, war man der großen Gruppe der „Nichtorthodoxen" zugeordnet; eine eigene türkische Identität existierte hingegen nicht. – Im folgenden Kapitel, „Byzantine Onomastics: Problems of Method", geht Shukurov jenen Personen mit türkischem Background nach, die im spätbyzantinischen Reich nachgewiesen wurden (65–85). Aufgrund unterschiedlicher Ausführlichkeit der ausgewerteten griechischen wie orientalischen Schriften ließen sich 350 Namen im europäischen, aber nur 65 Namen im anatolischen Reichsgebiet dokumentieren. – Das dritte Kapitel, betitelt „The ‚Persians' and the ‚Scythians'", untersucht, welche Personen oder Gruppierungen den beiden genannten griechischen Haupttermini im Einzelnen zugeordnet wurden (86–156). Es handelte sich um Angehörige unterschiedlicher sozialer Schichten, darunter Händler, Soldaten und Gefangene; besonderes Interesse fanden in den Quellen die Angehörigen der Oberschicht, die zu militärischen Ehren gekommen waren oder Teil der Hofgesellschaft werden konnten. Auch Flüchtlinge wie der berühmte Kaykāwus, der im Sommer 1262 in Byzanz politisches Asyl erhielt, sind be-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

rücksichtigt. Das geographische Herkunftskriterium wird anhand zahlreicher Beispiele bestätigt: Skythen kamen aus dem Norden oder Nordosten, Perser aus Anatolien. Hier hatten sich die Türken bereits in der Folge der Schlacht von Mantzikert 1071 angesiedelt, um die Halbinsel fortschreitend in Besitz zu nehmen. Die Vorstöße der Mongolen verursachten 1262/63 eine weitere starke Einwanderungswelle. Die Analyse der folgenden Jahrzehnte wird durch die Quellen erschwert, die sich stärker auf den Balkanraum konzentrieren. Ein besonders wertvoller Zusatz zum Abschluß des Kapitels ist der Abdruck eines kaum bekannten persischen Textes, der den türkischen Vorstößen am Golf von Nikomedeia (İzmit) unter Sultan Mehmed I. (1413–1421) gewidmet ist; neben Edition und Übersetzung ist auch ein historischer Kommentar angefügt (147–156). – Das folgende Kapitel, „The Byzantine Turks in the Balkans", greift die Entwicklung auf der Haimos-Halbinsel in Form einer Analyse einzelner geographischer Regionen vertiefend auf. Aufgrund der Quellendichte lassen sich dabei besonders für den makedonischen Raum ergiebige Studien durchführen (157–182). – Das fünfte Kapitel, „The Noble Lineages", ist unter prosopographischen Gesichtspunkten gegliedert und geht im Zusammenhang den bekannten turkstämmigen Adelsfamilien im spätbyzantinischen Reich nach; es liefert dergestalt einen guten Einstieg in weiterführende Forschungen zur Familien- und Gesellschaftsgeschichte (183–215). – Unter den „Assimilation Tools", die anschließend besprochen werden, kommt natürlich der Konversion zum Christentum eine erhebliche Bedeutung zu; sie führte zu gesellschaftlicher Integration und begünstigte höhere Karrieren in Verwaltung und Militär. Ungeachtet dessen blieben die Konvertiten als „byzantinische Türken" Verbindungsglieder zu ihren Herkunftsregionen (216–254). – Das recht umfangreiche Kapitel „Asians in the Byzantine Pontos" behandelt einen durch Detailstudien und Artikel ausgewiesenen Forschungsschwerpunkt des Verfassers, die Situation der Türken im Kaiserreich von Trapezunt (255–305). Schon aufgrund der vergleichsweise abgeschiedenen geographischen Lage läßt sich ein Unterschied zu den weiter westlich gelegenen byzantinischen Reichen um Nikaia oder – nach 1261 – um Konstantinopel feststellen: Man war weit aufgeschlossener und erlaubte den Fremdstämmigen verstärkt eine gesellschaftliche Integration, dies teils auch unter Beibehaltung des muslimischen Glaubens. – In dem sprachwissenschaftlich interessanten Kapitel „‚Turkophonia' in Byzantium" wird der beachtliche Einfluß der Turksprachen auf das byzantinische Griechisch herausgearbeitet, der sich in Sachen Textilien oder Haushalt ebenso manifestierte wie in den Bereichen der Kleidung, der Speisen oder des Militärs (306–387). – Das sich anschließende „Etymological Glossary" ist ein nützliches Arbeitsinstrument, das freilich in Kombination mit der weiterhin unersetzlichen Studie Gyula Moravcsiks (Byzantinoturcica, Bd. 2: Sprachreste der Turkvölker in den byzantinischen Quellen, München 1958) genutzt werden sollte (388–412). – Im „Epilogue" stellt Shukurov vergleichend die Situation der „byzantinischen Türken" in Pontos und in Makedonien gegenüber, mit dem Ergebnis, daß die in den Quellen erwähnten Personen am Schwarzen Meer zu besserer Integration und erfolgreicheren Karrieren fanden als auf der Balkanhalbinsel (413–419). – Abgerundet wird die Darstellung von einer „Bibliography" (421–473), einem lexikographisch interessanten „Index of Greek and Slavonic Names and Terms" (474–485) und einem „General Index" (486–513).

Im Gesamturteil hat Shukurov ein äußerst nützliches Buch geschrieben. Interessant und besonders hervorzuheben ist die starke Einbindung orientalischer Quellen, die durch Übersetzungen und gründliche Kommentierungen einem weiteren Personenkreis erschlossen werden. Ebenso bemerkenswert ist die starke Berücksichtigung der Geschichte des in der Forschung oft vernachlässigten Kaiserreichs von Trapezunt (es gibt bislang keine Gesamtdarstellung in deutscher, englischer oder französischer Sprache!), dessen Entwicklungen genau analysiert und denjenigen in den „westlichen"

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Reichen von Epiros, von Konstantinopel und von Nikaia vergleichend gegenübergestellt werden. Damit geht Shukurovs Arbeit weit über das hinaus, was ansonsten im akademischen Schrifttum geboten wird. Nicht zuletzt dank dieser Aspekte hat die aufgrund ihrer Komplexität nicht immer leicht zu lesende Studie alle Voraussetzungen, um zu einem zentralen Handbuch und Standardwerk aufzusteigen.

Andreas Külzer, Wien

Sennis, Antonio (Hrsg.), Cathars in Question (Heresy and Inquisition in the Middle Ages, 4), Woodbridge / Rochester 2016, York Medieval Press, VII u. 332 S., £ 60,00.

In den letzten Dezennien hat sich ein erstaunlicher Paradigmenwechsel gerade in der Mediävistik vollzogen. Die Auswirkungen der soziolinguistischen Methodologie haben auch die Geschichtswissenschaft verändert. Anstelle der überwiegend klassisch hermeneutischen Methode, mit deren Hilfe Historiker Fragen nach der Faktizität der historischen Geschehnisse beantworten wollten, trat in vielen Publikationen die ‚dekonstruktive' Methode. Historiker bemühten sich nun primär, wenn nicht sogar ausschließlich, die Entstehung und die Funktion der Narrative zu entschlüsseln. Indem Begriffe und Begrifflichkeiten einer kritischen Überprüfung unterzogen wurden, begannen sich aber oft auch die mit diesen Begriffen bezeichneten Dinge – Personen, Bewegungen, Ereignisse – aufzulösen. Sie erhielten den Beigeschmack des rein Konstruierten, Fabrizierten, des lediglich Ersonnenen.

Diese Entwicklung hat in Bezug auf die Erforschung der Häresie und insbesondere der Katharer zu einem fundamentalen Bruch mit der herkömmlichen Perspektive geführt. Die Katharer hat es, folgt man den Anschauungen einiger Historiker, überhaupt nicht gegeben. Sie seien eine Ausgeburt angstbesessener Kirchenreformer und paranoider Mönche gewesen. Die Stimmen der Historiker, die sich gegen eine solche extrem dekonstruktivistische Perspektive aussprechen, werden auffallenderweise gerade in Frankreich weitgehend diffamiert oder marginalisiert. Es war also Zeit, sich der teilweise hitzigen Diskussion in angemessener Weise zu stellen.

Die Frage, die sich der in vorbildlicher Weise von Antonio Sennis zusammengestellte Sammelband stellt, ist im Wesentlichen die folgende: Gab es die Katharer, von denen noch immer angenommen wird, dass sie sich selbst nie mit diesem Begriff bezeichneten, sondern sich schlicht „gute Christen" (und „gute Christinnen") nannten, als strukturierte und Ländergrenzen übergreifende Bewegung tatsächlich, oder haben wir es mit einer Vielzahl dualistischer Häresien zu tun, die eigentlich rein lokaler Natur waren und nur durch die Brille ihrer katholischen Gegner zu einer uniformen und zusammenhängenden Strömung wurden? Der Sammelband bietet zu dieser Frage die unterschiedlichen und kontroversen Auffassungen der führenden Vertreter dieser historiographischen Debatte, die engstens mit der historischen Methodenfrage verknüpft ist. Die Beiträge sind die schriftliche Fixierung der Vorträge, die 2013 auf dem Kongress „Catharism: Balkan Heresy or Construct of a Persecuting Society" in London gehalten wurden.

Wie der Titel der Tagung bereits vermuten lässt, ist einer der Protagonisten Robert Moore, dessen „Persecuting Society" in den 80 Jahren des vorigen Jahrhunderts Furore machte. Zusammen mit dem Australier Mark Pegg, dessen „Corruption of Angels" bereits ein mehr als selektiver und polemisierender Versuch war, die Inquisitionsregister von Bernard de Caux und Jean de Saint-Pierre im Licht der Unterstellung der bewussten Konstruktion der Katharer durch die Inquisitoren zu lesen, führt er die Sektion der „Skeptiker" an, die in den Inquisitionsprotokollen Rückhalt für ihre These

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

einer rein lokalen Bedeutung dualistischer Bewegungen im 13. Jahrhundert suchen. Peter Biller, Catharina Bruschi und Lucy Sackville präsentieren dagegen auf akribische Quellenauswertung gestützte Argumente, die für die traditionelle Sicht von den Katharern als strukturierter Bewegung sprechen, wenn sie die Schwierigkeiten thematisieren, Inquisitionsprotokolle angemessen auszuwerten.

In den Ausführungen der Skeptiker erweist sich vor allem die von Biller zu Recht konstatierte fehlende Kenntnis gerade der deutschsprachigen Forschung als methodisches Manko. Jörg Feuchter etwa verdeutlicht in seinem Artikel den Beitrag, den deutsche Historiker zur Einordnung der Katharerbewegung leisten können, indem er für die Region des Languedoc sehr wohl eine organisierte und bewusst eigenständig agierende religiöse Gruppe („self-conscious religious group") nachweisen kann.

Der traditionellen Sicht sind auch die beiden Beiträge verhaftet, die sich mit dem Verhältnis der westlichen Katharer zu den östlichen Bewegungen der Bogumilen auf byzantinischem Boden und auf dem Balkan befassen. Yuri Stoyanov plädiert hierbei überzeugend für eine stärkere Beschäftigung mit dem reichen pseudoepigraphischen Material der Quellen der Ostkirche.

Sollte der Leser / die Leserin allerdings von diesem Band eine endgültige Antwort auf die Frage erwarten, welche der Forschungsperspektiven denn nun die richtige ist, wird er/sie enttäuscht. Dies aber dürfte auch nicht das Anliegen des Bandes gewesen sein. Information, nicht Urteil, Gedankenanstöße, nicht Festlegungen waren das Ziel. Um ein besseres Verständnis der oft diametral auseinanderliegenden Positionen zu gewinnen, leisten die Überlegungen John Arnolds einen essentiellen Beitrag. In seinem anregenden Artikel zeigt er, dass die Skeptiker und die Traditionalisten ein unterschiedliches Verständnis von Macht haben, das ihre Folgerungen und Perspektiven bestimmt: Während die Skeptiker Macht vor allem unter der Perspektive des Von-Oben-nach-Unten begreifen, mit den hieraus folgenden Machtmanipulationen, verstehen die Traditionalisten Macht als dialektischen Prozess, in dem beide Seiten, Herrschende und Beherrschte, eine wichtige Rolle spielen. Daneben aber ist es vor allem die unterschiedliche methodische und heuristische Handhabung der Quellen, die für die extrem unterschiedlichen Beurteilungen verantwortlich ist. Historiker, die auch die älteren Quellen vor dem 13. Jahrhundert kennen, kommen zu anderen Schlüssen als Historiker, die sich fast ausschließlich mit den zwar abundanten, aber doch sehr spezifischen Quellen des späteren Mittelalters befassen. Dass die aufgeworfene Frage keine rein akademische ist, sondern die Forscher und Forscherinnen auch emotionalisiert, zeigt sich an dem fast in allen Beiträgen gepflegten provokanten, teils aggressiven Stil. Insgesamt ist es also ein Band, der niemanden, der sich für die komplexe Verhältnisbestimmung von Orthodoxie und Häresie interessiert, kalt lassen kann – auch die Rezensentin nicht.

Daniela Müller, Nijmegen

Salonen, Kirsi, Papal Justice in the Late Middle Ages. The Sacra Romana Rota (Church, Faith and Culture in the Medieval West), London / New York 2016, Routledge, XV u. 199 S., £ 95,00.

Von den großen kurialen Behörden haben bislang vor allem die Apostolische Kanzlei, die Apostolische Kammer und für die Neuzeit das Staatssekretariat das Interesse der Forschung gefunden. Dies gilt in jüngster Zeit dank der erweiterten Zugangsmöglichkeiten zu den Quellen ebenfalls für die Pönitentiarie. Auch in den lokalen Archiven findet man viele Schreiben der Kanzlei und der Sekretariate und immerhin auch Einzelstücke der Kammer und der Pönitentiarie. Für die Sacra Romana Rota, den

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

zentralen Gerichtshof der Kurie, ist die Lage weniger günstig. Sie ist der breiteren Öffentlichkeit meist nur als päpstliches Ehegericht bekannt, obwohl diese Angelegenheiten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit nur einen sehr kleinen Anteil ihrer Aktivitäten ausmachten und erst seit dem Verlust des Kirchenstaates 1870 ins Zentrum ihrer Aufgaben gerückt sind.

Es ist daher erfreulich, daß das vorliegende Buch sich näher mit der Rota befaßt, und zwar mit ihrer Tätigkeit auf dem Höhepunkt ihrer Aktivität im 15. und 16. Jahrhundert, also bevor das Konzil von Trient einen Teil ihrer Zuständigkeiten in die lokale Befugnis der Bischöfe zurückverlagerte.

Ein grundsätzliches Problem spricht die Verfasserin gleich zu Anfang an: die Quellenlage, die verzwickter ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Bekanntlich hat Napoleon 1810 das Vatikanische Archiv nach Paris verschleppt, um es dort in ein Zentralarchiv seines Reiches einzugliedern. Nach seinem Sturz wurden die vatikanischen Bestände zwar zurückgegeben, aber aus Kostengründen nur langsam und unvollständig. Besonders die Akten der Rota wurden als weniger wichtig angesehen und teils in Paris als Altpapier verkauft. So kommt es, daß die Bestände oft große und willkürliche Lücken aufweisen. Freilich gehört auch zur Benutzung der vorhandenen Bände Mut: Es handelt sich, wie der Rezensent aus eigener Anschauung weiß, um sehr unhandliche dicke Wälzer, die zudem in stark abkürzender gotischer Schrift ausgeführt sind. Weiterhin sind viele Informationen, die den damaligen Notaren der Rota bekannt und selbstverständlich waren, ausgelassen und müssen heute mühsam rekonstruiert werden, soweit das überhaupt möglich ist.

Nach einem generellen Forschungsüberblick führt die Verfasserin in einem kurzen, aber präzisen Überblick die Bedeutung der Rota für die Kurie, ihre Entwicklung seit dem späten 12. Jahrhundert und die Verfestigung ihres Personalbestandes unter Sixtus IV. durch die Umwandlung der Auditoren- und Notarsstellen in *officia venalia vacabilia* vor. Allerdings setzt sie die Entstehung der Datarie zu früh an: Vor der Zeit Calixts III. (dessen Beichtvater [!] als Datar fungierte) kann von ihr nicht die Rede sein, auch wenn der Beamte, aus dem sie sich entwickelte, das erste Mal schon unter Bonifaz IX. erwähnt wird (*ille, qui databit*). Wir können sodann dem Verlauf eines Prozesses im allgemeinen und anhand eines lokalen (selbstverständlich aus Finnland stammenden) Beispiels folgen, dessen Ausgang sich allerdings nicht ermitteln läßt – eine frustrierende Erfahrung, mit der der Erforscher von Rotaprozessen immer rechnen muß.

Im zweiten Teil des Buches befaßt sich die Verfasserin mit den Materien, die vor die Rota kamen: fast überwiegend Pfründen- und Eigentumsangelegenheiten, nur ganz selten Ehefragen. Die lokale Verteilung der Litiganten läßt sich erwartungsgemäß mit der Regel „Je näher an Rom, um so häufiger vor der Rota“ beschreiben, wobei allerdings, wie die Verfasserin sorgfältig untersucht, politische Zustände (pragmatische Sanktion von Bourges, Suprematsakte in England) die Verteilung beeinflußten. An dieser Stelle hätte ich mir gewünscht, daß deutlicher auf das konkurrierende System der Delegationsreskripte hingewiesen worden wäre, das die lokale Verteilung ebenfalls beeinflußte. Die Verfasserin zeigt dann auf, daß Innozenz VIII. den Weg an die Rota auch für weltliche Angelegenheiten aus dem Kirchenstaat öffnete, was zu einer Erhöhung der Anzahl der Prozesse aus diesen Gebieten führte; dadurch wurde jene Entwicklung in Gang gesetzt, die im 19. Jahrhundert die Rota zum allgemeinen Obergericht des Kirchenstaates werden ließ. Die zeitliche Dauer der Rotaprozesse ermittelt die Verfasserin dahingehend, daß nach einem Monat 45 Prozent der Prozesse abgeschlossen waren, nach drei Monaten 62 Prozent; die Rota arbeitete damit genauso

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

schnell wie die Kanzlei, bei der nach einem Monat ebenfalls 45 Prozent der Expeditionen abgeschlossen waren, nach drei Monaten 66 Prozent. Das widerlegt das Märchen der sich ewig hinziehenden Rotaprozesse.

Zusammenfassend kann die Lektüre und Benutzung des Buches nur empfohlen werden. Es besticht durch klare Information und eine präzise, gut verständliche und unaufgeregte Sprache.

Thomas Frenz, Passau

Knäble, Philip, Eine tanzende Kirche. Initiation, Ritual und Liturgie im spätmittelalterlichen Frankreich (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 435 S. / Abb., € 50,00.

Gelten tänzerische Praktiken als legitimer Ausdruck von Religiosität? Mit dieser Frage hat sich die Kirche seit ihren Anfängen immer wieder auseinandergesetzt. In der gesellschaftlichen und politischen Umbruchzeit des Spätmittelalters im Übergang zur Frühen Neuzeit gewinnt die theologische Debatte um das „gottgefällige" Tanzen mit der einsetzenden Reformation eine polemische Schärfe, die sich in zahlreichen katholischen, lutherischen und calvinistischen Traktaten niederschlägt. Philip Knäble nimmt in seiner Dissertationsschrift die Verbindung von Tanz, Religiosität und Liturgie genauer in den Blick und untersucht in einer Fallstudie Tanzrituale von Klerikern im spätmittelalterlichen Frankreich. Er konstatiert zunächst ein für das christliche Abendland charakteristisches Spannungsfeld: zum einen die Verdammung des Tanzes als Teufelswerk, zum anderen die biblisch begründete positive Bewertung des Tanzes als Ausdruck einer spirituellen Verbundenheit mit Gott. Entsprechend ambivalent erscheint die von Knäble beleuchtete Rezeptions- und Forschungsgeschichte von den theologischen Diskursen der Reformationszeit über die Schriften der Aufklärung bis hin zu historischen, anthropologischen und ethnologischen Spezialstudien über liturgische Tanzpraktiken in der Moderne.

Der Fokus seiner Studie liegt auf zwei spätmittelalterlichen Tanzpraktiken an den Kathedralkirchen Auxerre und Sens, die im Zusammenhang mit der Liturgie des Osterfestes stehen. Laut einer im „Mercure de France" vom Mai 1726 wiedergegebenen Beschreibung des 16. Jahrhunderts tanzten in Auxerre am Nachmittag des Ostertages die Kathedralkanoniker eine *chorea* (Reigen) um ein in den Kirchenboden eingelassenes kreisrundes Labyrinth, der in der Mitte des Labyrinths stehende Dekan tanzte ein *tripudium* und warf den Kanonikern abwechselnd mit der linken Hand einen Ball zu, dazu sangen alle die Ostersequenz „Victimae paschali laudes". In Sens vollzogen die Kanoniker unter Beteiligung ihres Bischofs zu Ostern die *Cazzole* bzw. *Carrole*, eine Tanzprozession zum Brunnen auf dem Platz vor der Kathedrale. Beide Tanzpraktiken werden in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgegeben: in Sens um 1519 per Kapitelbeschluss, in Auxerre durch ein Gerichtsurteil des Pariser Parlaments vom 7. Juni 1538. Erstaunlich erscheint zunächst, dass zeitgenössische Quellen zu den Tänzen in Auxerre und Sens weitgehend fehlen. Darüber hinaus sind die frühneuzeitlichen Prozessakten zur sogenannten *Pelotte* von Auxerre nur rudimentär erhalten, Augenscheingutachten fehlen. Die hauptsächlichen Informationen stammen aus historiographischen Schriften französischer Kleriker des frühen 18. Jahrhunderts, die sich auf heute nicht mehr existente Archivquellen stützen.

Knäble erläutert, dass die ausgewählten Beispiele keine exzeptionellen Praktiken darstellen, sondern sich in eine vielfältige Tradition mittelalterlicher sakraler Tänze einfügen. Der Eindruck einer tanzfeindlichen Kirche bestätigt sich somit für Knäble nicht, zumal die konziliare Gesetzgebung bis weit in das 16. Jahrhundert sogar Tänze

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

von Klerikern im Kirchenraum toleriert. Weitere Hinweise zur Deutung der Tänze liefert die Funktion und Bedeutung der mittelalterlichen Kathedralkapitel. Diese entwickeln sich im Laufe des 13. Jahrhunderts zu autonomen, direkt dem Papst unterstellten Körperschaften mit eigenen Statuten und dem Recht zur Wahl des örtlichen Bischofs. Das Selbstverständnis dieser elitären Gemeinschaft von theologisch gebildeten Kanonikern äußert sich in einer Reihe spezifischer liturgischer *coutumes*, in denen tänzerische und spielerische Elemente einen festen Platz einnehmen. Knäble begreift diese Körperpraktiken als „Kommunikation unter Anwesenden", das heißt als Teil einer spätmittelalterlichen Präsenzkultur, in der Rituale auf gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen und Herrschaftsentwürfe verweisen (384). So ist für ihn in Auxerre die Präsenz hoher weltlicher Amtsträger beim Tanz und beim anschließenden gemeinsamen Mahl sowie der Ausschluss des Bischofs von den Feierlichkeiten ein sichtbares Zeichen für die exponierte Stellung des Kapitels innerhalb der Stadtregierung. Nachvollziehbar erscheint darüber hinaus die Interpretation der *Pelotte* als Initiationsritual zur Aufnahme neuer Anwärter, das sich in Anlehnung an die Liminalitätstheorie des Ethnologen Victor Turner als Übergangsritus bzw. „Statusübergang" deuten lässt.

Die Quellenlage zeigt allerdings eine grundsätzliche Problematik auf: Retrospektive Berichte über im Bewusstsein nicht mehr präsente Rituale lassen einen tiefgreifenden mentalen Wandel erkennen, der vielfach zu einer Missdeutung der Tänze als bizarre überholte „gotische" Bräuche geführt hat. Wir erfahren aus diesen Quellen daher wenig über die konkrete choreographische Umsetzung, die Motivation und Wahrnehmung der Tanzenden oder deren Bewegungsverhalten, das überhaupt erst aus der Interaktion zwischen Beteiligten und ihrer Umwelt seine Dynamik entfaltet. Das Dilemma des ephemeren Phänomens „Tanz" lässt sich über den Untersuchungsansatz der „Cultural Performances" nur teilweise lösen, woraus der eher diskursanalytische Zugriff Knäbles resultiert.

Interessant ist die Frage nach der theologischen Legitimation der positiv konnotierten Tänze. Knäble verweist hier auf die Wahrnehmung des Tanzes als Nachvollzug der kosmischen Sphärenharmonie in Anlehnung an neuplatonische Vorstellungen, die seit dem 12./13. Jahrhundert an den französischen Kathedralschulen verbreitet werden. Als Vorbild für die Verknüpfung von Tanz und Labyrinth gilt der antike Theseus-Mythos, der im Mittelalter zur Auferstehung Christi und zum Sieg über den Satan umgedeutet wird. Der Ball als Symbol für die Weltkugel ist versinnbildlicht in Abbildungen Gottes als spielender Schöpfer des Universums, wie auf einem Relief am Westportal der Kathedrale von Auxerre. Insgesamt betrachtet vollzieht sich im Tanz und im Ballspiel nicht nur die alljährliche Aufnahme neuer Kanoniker, sondern auch die Reintegration in die göttliche Ordnung, „indem Christi Auferstehung in der Performance der Kanoniker gegenwärtig" wird (323).

Das Ende der Tänze von Auxerre und Sens interpretiert der Verfasser als performative Neuverhandlung kirchlicher und politischer Machtpositionen. Die Ersetzung der *Pelotte* durch eine lineare Prozession steht für die nunmehr exponierte Stellung des Bischofs; den Ausschlag geben letztlich die Zentralisierungsbestrebungen des Pariser Parlaments im Zuge der Gestaltung des frühmodernen französischen Staates. In Sens liegt der Grund für die Aufgabe der *Cazzole* in der zunehmend als störend empfundenen Teilnahme von Laien beiderlei Geschlechts.

Die Studie von Philip Knäble eröffnet dem Leser vielfältige Forschungsfelder, die dazu beitragen, Tanz als Mittel der symbolischen Kommunikation besser zu verstehen. Darüber hinaus wird erkennbar, dass dem Tanz eine wesentliche Bedeutung für das

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Verständnis von Religiosität im Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse zukommt. Eine vergleichende Untersuchung anderer, ebenfalls im Verlauf des 16. Jahrhunderts verbotener französischer kirchlicher Tanzpraktiken sollte hier vertiefende Aufschlüsse geben, auch im Hinblick auf eine Identitätsgeschichte Frankreichs im Kontext Europa. Dies macht eine gezielte Auswertung weiterer Pariser Prozessakten unumgänglich. Weiterhin offen bleibt die Frage, ob die symbolische Verknüpfung von Tanz und Spiel als Charakteristikum einer spezifisch französischen Gesellschaftsentwicklung aufzufassen ist oder vielmehr zur gemeinsamen Kultur eines vormodernen Europa gehört, in der Kirche und Gesellschaft, Liturgie, höfisches Zeremoniell und Alltagskultur keine Gegensätze darstellen, sondern als verschiedene Manifestationen einer universellen, göttlichen Ordnung zu begreifen sind.

Valeska Koal, Marburg

Bailey, Mark, The Decline of Serfdom in Late Medieval England. From Bondage to Freedom, Woodbridge 2016, Boydell Press, IX u. 373 S. / graph. Darst., £ 25,00 [zuerst 2014 als Hardcover].

Eine agrarsoziale Untersuchung über das spätmittelalterliche England wird, zumal wenn ein in regionalen Verhältnissen (Suffolk) und generellen Fragen („black death") prominent ausgewiesener und gut vernetzter Mediävist wie Mark Bailey (University of East Anglia) als Autor firmiert, die besondere Aufmerksamkeit eines Kontinentalmediävisten provozieren. Denn er beneidet ihn um einen Überlieferungsreichtum – die zahllosen, oft in dichten Serien vorhandenen „court rolls" und „manorial accounts" –, dessen gezielte Auswertung seit Jahrzehnten einmaliges Detailwissen über die ländlichen Haushaltsstrukturen, über das Auf und Ab der Bewohnerzahlen, der Landlöhne und Agrarpreise, über die soziale Mobilität, über das alltägliche Gebaren der Landleute und die Einkommenspolitik ihrer Herren und vieles Andere zutage fördert. Und er hofft dementsprechend auf Ergebnisse, die hochrelevant für seinen eigenen Umgang mit oft extrem kargem Schriftgut sein könnten, denn es geht um die Anschlussfähigkeit der Resultate an die kontinentalen (und auch mediterranen) Wissensbestände, letztlich um gemeineuropäische Okzidentalistik.

Und doch sind maßgebliche Fragen zur englischen Geschichte dieser Jahrhunderte – 1300–1500 – nicht wirklich beantwortet. Eine der wichtigsten ist die Frage nach dem „decline of serfdom". Trotz allem grassierenden Argwohn gegenüber jedwedem historisch gemeinten Singular: Man kann dem Haupttitel des Buches trauen. Warum das für den Untertitel nicht in vergleichbarer Weise gilt, soll später erläutert werden.

Der „decline": Gegen 1300 galten in England etwa 2 Millionen Menschen, die Hälfte der Landleute, als *villeins*, *neifs*, *bondmen* und *churls*. Sie wurden so bezeichnet, weil sie in spezifischer Weise an einen Herrn und/oder ein Stück Land gebunden waren und der gerichtlichen Kontrolle und willkürlichen Macht ihres Herrn unterlagen. Gegen 1500 waren es nur noch ein paar Tausend (4). Was in den Dokumenten ab und an *villeinagium* oder *bondagium* heißt und was die moderne Forschung und mit ihr Bailey meist austauschbar „serfdom", „servility" oder „villeinage" nennt, war bedeutungslos geworden, und zwar ohne jedwedes förmliche ‚Abschaffungsgesetz'. „Between c. 1350 and c. 1500 (serfdom) simply withered away." (5)

Über die Ursachen und Wirkungen dieses für das englische Selbstverständnis wichtigen Großereignisses wird seit Anbeginn gestritten. Die letzte Synthese dazu liegt aber über vierzig Jahre zurück (R. Hilton, 1968). Seitdem ist auch die Hypothese, das Verschwinden des „serfdom" habe maßgeblich zur Agrarkrise und zur Entstehung des

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

„capitalist farming“ beigetragen (oder nicht), anhaltend diskutiert worden (vgl. Justus Nipperdeys Rezension zu „Dimmock, The Origin of Capitalism in England“, in: Zeitschrift für Historische Forschung 43 [2016], 365–367). Dieses alte Eisen, ideologisch brenzlig geblieben, schmiedet Bailey, jeder Argumentation mit aus ihren Überlieferungstexten gerissenen Kronzitaten abhold, nun methodisch makellos um. Sein Beweisgang kann in Ausdruck und Aufbau klarer kaum sein.

Im ersten Teil werden die Relevanz des Niedergangs und die dazu vorliegenden Forschungsergebnisse – „historical significance, chronology of decline (villein tenures / servile incidents), causes“ – entfaltet. Der Leser weiß am Ende genau, was die bisherige Forschung weiß und was nicht und wie, orientiert an diesem Wissensstand, ein innovativer Forschungsplan entsteht (3–83).

Der zweite Teil (87–282) besteht aus einem vielschrittigen Beweisgang nach stets demselben Muster. Bailey hat sämtliche „court rolls“ und „manorial accounts“ sowohl von 15 großen „manors“ reicher kirchlicher und aristokratischer Herren (Abteien, Dukes) (Kap. 6–11) als auch von 23 kleinen „gentry manors“ (Kap. 12) in den South Midlands und in East Anglia – beide regional repräsentativ für das, was man bisher über „villeinage“ weiß – anhand eines systematischen Fragerasters zu allen Niedergangsindizien detailliert ausgewertet und datiert und so erstmals ein präzises Verlaufsbild der lokalen „declines“ erstellt (dargestellt in über 60 Tabellen und Graphiken). Jeder Kasus hat, so sein Ergebnis, sein eigenes ‚Gesicht‘.

Im dritten Teil (285–337) werden diese partikularen Ergebnisse zusammengefügt und mit dem Forschungsstand konfrontiert. Das Ergebnis, grob zusammengefasst: Der Niedergang, von der Forschung bisher in die Jahrzehnte von 1370 bis 1410 datiert, fand um etwa zwei bis drei Jahrzehnte früher statt, von 1350 bis 1380. Diese Umdatierung zwingt nun zu einer radikal anderen Begründung. Die herkömmliche lief darauf hinaus, dass nach der Dezimierung der „manor“-Leute durch die erste Pestwelle die Landherren die verbliebenen durch die Erhöhung des Rentenniveaus und die Verschärfung der Bodenbindung unter Dauerdruck gesetzt hätten („second serfdom“, „seigniorial reaction“), der sich, nach vielerlei lokalem Widerstand, im großen Aufstand von 1381 entladen habe. Und erst diese Erfahrung habe die Landherren langfristig zum Nachgeben genötigt, das heißt zu „freedom“ geführt, also zur Tilgung erniedrigender Bezeichnungen, zur Lockerung der Bodenbindung, zur Zulassung, Aushandlung und schriftlichen Sicherung von Formen und Fristen der Bodenleihe („contractual copy-“ bzw. „leasehold“), zur freien Abwanderung sowie zur Reduktion bzw. Kommutation aller Dienste und vieler Abgaben in Münzrenten. Diesem vom bäuerlichen Widerstand her begründeten Gesamtbild setzt Bailey nun die These entgegen, dass die Herren ihren abrupten Untertanenschwund direkt nach dem Durchzug der Pest durch die oben genannten Erleichterungsmaßnahmen kompensierten. Nicht in der Stärke (und dem Würdeverlangen) der Bauern, sondern in der Schwäche (bzw. dem Realitätssinn) der Herren gründe der dramatische Niedergang der „villeinage“ in den Jahrzehnten nach der ersten Pestpandemie. Hauptursächlich für den Niedergang war die demographische Katastrophe. Was sich darüber hinaus an Einzelmaßnahmen vollzog, die später entweder verschärft oder abgeschafft wurden (1380–1500), geht auf das Konto lokaler und seigniorale Konstellationen, nachweislich ohne überlokalen Widerstand. Aus all diesen Schwundvorgängen resultierte eine Mobilisierung und Monetisierung der „tenure“-Nutzungsstrukturen („leaseholds“, „copyholds“), die langfristig auf eine neuartige Spaltung der Dörfler in Großbetriebe und ihnen dienstgängige Häusler hinauslief; die Befreiung von den „villeinage“-Lasten vergrößerte den Spielraum für marktorientiertes Wirtschaften. Auch wenn es den Bauern des 16. Jahrhunderts deutlich besser ging als denen des 14.: Lässt sich diese Lage „freedom“ nennen, wie im

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Untertitel unterstellt? Das Schlusskapitel (285–337) bleibt bestimmt vom Niedergangsgeschehen, vom Schwinden der „villein tenures“ und der „servile incidents“, eine Befreiung von Lasten und sozialem Makel. Bailey diskutiert nicht ernsthaft, ob das, was an deren Stelle trat, Pachtformen, Geldrente und Marktorientierung, womöglich nicht allein eine Befreiung und Vergrößerung des Handlungsspielraums war, sondern – umgekehrt – eine neue Bindungsform der Bauern darstellte, die für die Zeit vor dem Übergang zum „capitalist farming“ die Einkommenschancen der Landherren bzw. Grundeigentümer stabilisierte, ja verbesserte. So gesehen wäre dann von einem Formwechsel der Abhängigkeit zu sprechen! Baileys Umdeutung fordert eine in England seit langem etablierte Forschungsrichtung heraus, die sich als kritische Geschichte von unten und von sozialen Basiskonflikten versteht. Entsprechend heftig wird das Echo sein, das auch anderswo Diskussionen auslösen wird – allerdings wohl nur in England, denn Bailey gestattet sich keine Ausweitung seines Blicks über den Kanal. Das ist jammerschade. Denn dort sind seit zwei Jahrzehnten, teilweise international organisiert, zeugniskritische, semantische, regionale und konjunkturelle Forschungen zur feudalen *servitus* in Gang gekommen, die dringend detailreicher Ergänzungen und Vergleiche harren. Wer sich für derlei verantwortlich fühlt, muss zu Baileys Buch greifen, auch wenn ihn oder sie seine Freiheitsthese nicht überzeugt.

Ludolf Kuchenbuch, Berlin

Crombie, Laura, Archery and Crossbow Guilds in Medieval Flanders. 1300–1500, Woodbridge / Rochester 2016, Boydell Press, IX u. 259 S. / Abb., £ 60,00.

„Das Schießen der Bürger ist ihr ureigenes Turnier“ – dieses Diktum Peter Johaneks von 1993 mit all seinen sozial- und kulturhistorischen Implikationen ist in der Stadtgeschichtsforschung bis zuletzt auf keinen fruchtbaren Boden gefallen. Lange nach der klassischen Studie von Theo Reintges zum Ursprung und Wesen der spätmittelalterlichen Schützengilden (1963) haben sich nun zwei Dissertationen mit Blick auf zwei zentrale europäische Stadtlandschaften diesem stadthistorischen Desiderat gewidmet. Neben Jean-Dominique Delle Luches Pariser Doktorarbeit von 2015 zum oberdeutschen Schützenwesen ist hierbei vor allem das zu besprechende Werk von Laura Crombie zu nennen, das im Wesentlichen auf einer 2010 eingereichten Dissertation an der University of Glasgow fußt und vor allem nach der Bedeutung von Bogen- und Armbrustschützengesellschaften für städtische Vergemeinschaftung und stadtbürgerliche Wertvorstellungen fragt. Der gewählte Untersuchungsraum ist die spätmittelalterliche Grafschaft Flandern, die „most urbanised and best-documented region of the Low Countries“ (2). Entsprechend kann Crombie nicht nur auf einem reichen Forschungsstand zur Ritual- und Festkultur flandrischer Städte – zu nennen sind hier etwa die Arbeiten von Peter Arnade, Marc Boone, Élodie Lecuppre-Desjardin und Anne-Laure van Bruaene – aufbauen, sondern auch auf einer breiten, teils archivalisch erschlossenen Überlieferung – Stadtrechnungen, Privilegien, Eigenüberlieferung der Schützengesellschaften, Stadtchronistik und andere narrative Zeugnisse. Jenseits größerer urbaner Zentren wie etwa Brügge, Gent, Ypern, Lille oder Douai ist damit auch der Zugriff auf das Schützenwesen kleinerer Städte – Oudenaarde, Sluis, Dendermonde, Courtrai – möglich.

Nach einleitenden Bemerkungen zum Begriff der „shooting guilds“ (4) – im Deutschen wohl am ehesten mit „Schützengesellschaften“ zu übersetzen – und zur politischen Verfasstheit des Untersuchungsraums beschäftigt sich das erste Kapitel mit den historischen Ursprüngen und der militärischen Funktion der flandrischen Schützengesellschaften. Anstelle zeitgenössischer Gründungsmythen im Sinne einer „invention

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

of tradition" plädiert Crombie überzeugend für eine späte Emergenz gemeinschaftlich organisierter und stadtobrigkeitlich geförderter Schützengesellschaften in den 1320er und 1330er Jahren, nicht zufällig in einer Phase ohnehin intensivierter städtischer Identitätsstiftung. Nach Crombie ist bei der Gründung von Schützengesellschaften nicht von rein militärischen Zweckbindungen auszugehen, auch wenn sie im 14. und 15. Jahrhundert häufig im Dienste der städtischen Sicherheit standen und im Heeresaufgebot des Grafen von Flandern zum Einsatz kamen. Kapitel 2 bietet Einblicke in die Organisationsformen, Ämter- und Altershierarchien wie auch Aufnahmevoraussetzungen der Schützengesellschaften. Die prosopographische Erfassung von 902 Armbrustschützen und 755 Bogenschützen aus Brügge im Zeitraum von 1437 bis 1480 bzw. von 1454 bis 1481 zeigt eine erhebliche soziale Streuung der Mitglieder, die keineswegs einen exklusiven Zirkel, sondern den Querschnitt der städtischen Gesellschaft abbilden: Adelige, Neubürger (*poorters*), politische Akteure, Angehörige der Kaufmannselite und handwerkliche Milieus. In Kapitel 3 geht es um Geselligkeits- und Frömmigkeitspraktiken: Während das für die Gruppendynamik zentrale Papageienschießen (*papegay*), zu dem sich alljährlich alle Schützengesellen versammelten, nur spärlich Erwähnung findet, geht Crombie ausführlich auf Festmähler und insbesondere auf die religiöse Dimension des Gemeinschaftslebens ein, nicht zuletzt am Beispiel der Genter Schützengesellschaften. Kapitel 4 nimmt die Beziehungsnetze der Schützengesellen zu politischen Herrschaftsträgern in den Blick, allen voran zu den städtischen Obrigkeiten, die „zur Ehre der Stadt" die heimischen Schützen großzügig mit Geld, Wein, Kleidung und Land ausstatteten. Über Privilegierungen und Wettkampfteilnahmen waren auch Adelige und Landesherren in die soziale Formation der Schützengesellschaften eingebunden. In Kapitel 5 geht Crombie den Schützenwettkämpfen bzw. Preisschießen nach, die in Flandern wie auch in anderen Teilen Europas von zahlreichen Städten mit landesherrlicher Zustimmung und teils überregionaler Ausstrahlung ausgetragen wurden. Aus der Untersuchung von Einladungsschreiben und Eintrittszeremonien geht hervor, dass die agonale Disposition der Schützenfeste stets von einer Semantik des Gemeinschaftssinns, der Eintracht und Freundschaft begleitet war. Kapitel 6 schließlich nimmt die Preisschießen als regionale Integrationsfaktoren in den Blick, die ungeachtet einer ohnehin überschaubaren Anzahl von Konfliktfällen als „tools of social peace" (190) wirkten und letztlich der Einheit und dem Gemeinwohl ganz Flanderns dienten. Ein straff gehaltenes Fazit sowie ein Register beschließen den Band.

In der Abwägung kann Crombies Arbeit durchaus damit punkten, dass sie den ausgetretenen lokalgeschichtlichen Pfad bei der Erforschung des spätmittelalterlichen Schützenwesens zugunsten einer regionalen Systematisierung verlässt. Allerdings hat die Perspektive auf eine ganze Stadtlandschaft auch ihre Tücken. So sehr Crombies Fluchtpunkt einer einheitsstiftenden Wirkung der Schützengesellschaften auf den ersten Blick – auch wenn die dafür herangezogene Hauptquelle dem späteren 16. Jahrhundert zuzuordnen ist – überzeugen mag: Die Mikropolitik des städtischen Schützenwesens im Alltags- wie Festtagsmodus sowie das Interessengeflecht der unterschiedlichen sozialen Gruppen und Milieus bleibt reichlich blass. Auch überregionalen Einflussfaktoren wie dem Hansenetzwerk, das über eine ausgeprägte Schützentradition verfügte und im Flandernhandel sehr aktiv war, wird zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wenig systematisch geht die Autorin dem Vergleich mit anderen europäischen Regionen wie dem Rheinland oder den oberdeutschen Städten nach, deren Schützenwettkämpfe vorschnell und unzulässig als „carnivalesque" (161) abgetan werden. Überhaupt führt der an sich begrüßenswerte Detailreichtum dazu, dass übergreifende Fragestellungen und Forschungshorizonte etwas aus dem Blickfeld geraten: Wie fügt sich das Selbstverständnis der Schützengesellen, eine „recreational

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

assembly“ (130) zu sein, in die Geschichte der ‚Freizeit‘ und ihrer stadtobrigkeitlichen Vereinnahmung ein? In welchem Verhältnis steht die männliche Geselligkeitspraxis des Schießens zu bürgerlichen Waffenfähigkeits- und Männlichkeitsidealen, wie sie zuletzt von B. Ann Tlusty anhand oberdeutscher Beispiele herausgearbeitet wurden? Das stärkste Monitum betrifft allerdings die thematische Binnenbalance des Bandes: Crombie unternimmt zwar langwierige und im Ergebnis wohlbekannte Bohrungen in die Terra cognitissima mittelalterlicher laikaler Korporationen, unterschlägt dabei aber weitgehend das Spezifikum ihres Forschungsgegenstands: das Schießen als Körpertechnik und Sportkultur. Dessen performative Praxis und waffentechnische Voraussetzungen bleiben dabei ebenso außen vor wie die Prozeduren der Wettkampforganisation und die Rolle der Zuschauer als Zeugen und Multiplikatoren der Preisschießen. Für eine Kulturgeschichte des Agonalen, wie sie dem von Crombie zuweilen bemühten Johan Huizinga einst vorschwebte, bietet die vorliegende Studie nur ganz vereinzelte Anhaltspunkte.

Christian Jaser, Berlin

Ewert, Ulf Ch. / Stephan *Selzer*, Institutions of Hanseatic Trade. Studies on the Political Economy of a Medieval Network Organisation, Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, Lang, 195 S. / Abb., € 55,95.

Endlich, mag man sagen, endlich ist ein Wagon an einen fahrenden Zug angekoppelt worden, den die deutsche Wissenschaft bereits in den 1870er Jahren auf einem Abstellgleis geparkt hatte und der seitdem dort zwar gewartet wurde, auf Bewegung aber vergeblich hoffte. So oder so ähnlich ist das Fazit für den von Ulf C. Ewert und Stephan Selzer erstellten Band zur Institutionenlehre des hansischen Handels zu ziehen. Dabei ist dieser Band in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Zum ersten ist allein die Tatsache, dass ein in Deutschland produzierter Band zur Hansegeschichte auf Englisch geschrieben wurde, beachtenswert. Normalerweise begnügt sich die deutsche Hanseforschung mit deutschen Beiträgen, was aufgrund von Sprachdefiziten dazu geführt hat, dass das Bild, das die anglosächsische und frankophone Forschung von der Hanse hat, dem von 1964 entspricht, als die letzte ins Englische übersetzte Gesamtmonographie von Dollinger erschien. Neuere Forschungen wurden bislang kaum zur Kenntnis genommen. Durch Ewerts und Selzers Band ist die internationale Forschung also allein aus sprachlichen Gründen ein gutes Stück weitergekommen.

Aber Sprache allein sagt noch nichts über den Inhalt und die Qualität aus. Und hier liegt, zum zweiten, das eigentlich Neue an diesem Band. Die „Erfinder“ der Hansegeschichte im 19. Jahrhundert, vor allem Karl Koppmann und Dietrich Schäfer, konzipierten durch ihre Beiträge und Editionen die Hanse als politischen Staat im Staate. Durch die Hansehistoriker sollte „der strengen Forschung [ein] Gegenstand unverkürzt zurück[erstattet werden], dessen sich die Vertreter der sog. Kulturgeschichte zur geringen Ehre der Wissenschaft bemächtigt haben“, so Konstantin Höhlbaum 1876. Diese Haltung bedeutete nicht nur die Abkehr von der sozialgeschichtlichen Forschung, sondern vor allem und in erhöhtem Maße die Abkehr und Loslösung von der deutschen und später internationalen (national-)ökonomischen Forschung. Seit den 1870er Jahren dümpelte die Hanseforschung nahezu unberührt von den Forschungsmethoden der Ökonomen als Sondergebiet der deutschen Mediävistik vor sich hin. Dieser Missstand wird nun von Ewert und Selzer bereinigt. Zwar sind die Begriffe der Institutionen, die Institutionentheorie, der Game- und Netzwerktheorie schon seit längerem durch die Arbeiten der Verfasser, aber auch durch Stuart Jenks’, Mike Burkhardts oder Carsten Jahnkes Studien im Zusammenhang mit der Hanse genannt worden, aber eine übergreifende, auf ökonomischen Modellen ba-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

sierende Gesamtanalyse der Hanse nach modernen Maßstäben fehlte bisher. Dieses Manko wird nun beseitigt. Ewert und Selzer exerzieren die verschiedenen Modelle anhand der Hanse durch. Das hansische Netzwerk wird nicht allein als Netzwerk benannt, sondern mit modernen Ideen in seiner ökonomischen Funktion erläutert, die Fragen des Vertrauens und der Agentbeziehungen werden nicht nur angeschnitten, sondern durch Anwendung der Game-Theorie wirtschaftlich begründet. Hierdurch gewinnt die Forschung nicht nur an neuem (altem) Vokabular, sondern vieles, was bisher meist nur phänomenologisch beschrieben wurde, wird jetzt theoretisch erklärt und eingebettet.

Bei aller Freude und aller Begeisterung über diesen Fortschritt sind aber auch Bedenken und Kritik anzumelden. In ihrem Bemühen um Abstraktion und Klarheit sind Ewert und Selzer natürlich gezwungen zu verkürzen und zu vereinfachen, wodurch, gewollt oder ungewollt, alte Ideologeme neue Bedeutung gewinnen. So behandeln sie beispielsweise Hanse, Hansetage und Kontore vielfach als eines, eine Koppelung, die bedenklich ist. Auch wird bei der systemischen Analyse zum Teil eine travezentrierte Zentralperspektive eingenommen, die zwar nicht die Idee des 19. Jahrhunderts verkörpert, aber immer noch Anklänge daran beinhaltet und zum Beispiel die Rolle kleiner und kleinster Städte sowie der nicht wendisch-preußisch-westfälischen Städtegruppen in der Hanse nicht besonders explizit macht. Hier wie in anderen Punkten wird der vorliegende Band sicherlich zu weiteren Diskussionen anregen, aber – das muss der Ehrlichkeit halber gesagt sein – diese Fragen sind auch sehr speziell.

So bleibt als Fazit festzuhalten, dass auch der Salonwagen der Hansegeschichte plötzlich wieder in den Fahrbetrieb aufgenommen wurde. Ulf Ch. Ewert und Stephan Selzer haben es geschafft, der internationalen Forschung die Bedeutung der Hanse aus ökonomischer Sicht mit modernen Theorien zu verdeutlichen und der heimischen Hanseforschung Instrumente an die Hand zu geben, deren Nichtbeachtung in Zukunft nicht mehr möglich sein wird. Endlich!

Carsten Jahnke, Kopenhagen

Hamburger, Jeffrey / Eva *Schlotheuber* / Susan *Marti* / Margot E. *Fassler* (Hrsg.), Liturgical Life and Latin Learning at Paradies bei Soest, 1300–1425. Inscription and Illumination in the Choir Books of a North German Dominican Convent, 2 Bde., Münster 2017, Aschendorff, XIII u. 781 S. / Abb. (Bd. 1); IX u. 634 S. / Abb. (Bd. 2), € 178,00.

In Zeiten intensiver Debatten über Stand, Bedeutung und Zukunft der mediävistischen Grundlagenforschung setzt die zweibändige Studie zum Dominikanerinnenkonvent Paradies bei Soest Maßstäbe. Im Mittelpunkt dieser sowohl quantitativ als auch qualitativ herausragenden Detailstudie stehen liturgische Handschriften, die zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert von den Dominikanerinnen aus Soest angefertigt wurden oder in ihrem Auftrag entstanden.

Band 1 umfasst insgesamt sechs Abschnitte zur Herstellung und Ausgestaltung der Handschriften durch die Soester Schwestern sowie zu ihrer Bedeutung für die dominikanische Liturgie im Allgemeinen und die Frömmigkeitspraxis norddeutscher Frauengemeinschaften im Besonderen. Es verdankt sich der Interdisziplinarität des verantwortlichen Forscherteams, dass dabei historische mit kunst-, liturgie- und musikhistorischen Perspektiven kombiniert werden.

Den Auftakt bildet eine eingehende Untersuchung zur Gründung der Soester Dominikanerinnengemeinschaft, zu ihrer Klosteranlage und zur Ausbildung, Belesenheit und Frömmigkeit der dortigen Schwestern (Abschnitt I). Das hierbei gezeichnete Bild

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

einer umfassend gebildeten Schwesternkommunität, die sich nicht nur für die Inhalte liturgischer Handlungen interessierte, sondern in diese auch textkundig einzugreifen wusste, wird durch eine Untersuchung des Bibliothekskatalogs aus dem Dominikanerinnenkonvent von Lemgo gewinnbringend erweitert. Im zweiten Teil werden die von den Soester Schwestern hergestellten Handschriften kodikologisch beschrieben und inhaltlich ausgewertet (II). Neben Handschriften, die innerhalb des Konvents Verwendung fanden, werden auch Codices berücksichtigt, die explizit für „auswärtige Zwecke", also für andere Gemeinschaften angefertigt wurden. Bereits diese beiden Abschnitte vermitteln einen bemerkenswerten Einblick in Sprachkenntnisse und theologischen Wissensbestände spätmittelalterlicher Frauengemeinschaften: Ganz offensichtlich war die Erziehung der Schwestern nicht auf das einfache Nachvollziehen liturgischer Handlungen und das Abschreiben entsprechender Handschriften beschränkt; vielmehr künden die in den Codices erhaltenen Kommentare durch Wort und Bild von einer Verinnerlichung und Weiterentwicklung der kopierten Inhalte.

Das sich hier bereits andeutende Innovationspotential des Soester Konvents wird in den folgenden Abschnitten, in deren Mittelpunkt das reich illuminierte Graduale D11 steht, noch weiter untermauert. Die Untersuchung der Ausgestaltung des Graduale (IV), der sich darin manifestierenden hagiographischen Schwerpunkte (V) und Inskriptionen (VI) ebenso wie die Studie der erhaltenen Sequenzen (III) zeigen die Soester Schwestern als eine hochgebildete und um die Wirkmächtigkeit von Illuminationen wissende Gemeinschaft. So lassen sich etwa die Neukomposition ganzer Sequenzen und ihre Verschriftlichung gleichsam als ein zeitgenössischer Kommentar zur Liturgie auf gleich drei interpretativen Ebenen (Musik, Text und Bild) verstehen. Gleichzeitig zeigen die zahlreichen Vermerke in den verschiedenen Handschriften, dass die erlernte Schriftkultur der Schwestern untrennbar mit einer lebendigen Lesepraxis verbunden war. Dominikanische Erziehung, theologische Ausbildung, gelebte Frömmigkeit – am Beispiel der Soester Handschriften wird ganz konkret sichtbar, wie eng diese Bereiche miteinander verwoben waren. Die liturgische Rahmung eines jeden Tages wurde dabei von den Schwestern nicht nur in besonderem Maße reflektiert, sondern auch fundiert interpretiert und sogar aktiv umgestaltet. Vor dem Hintergrund dieser außergewöhnlichen Beispiele für die klösterliche Lebenspraxis werden auch die Bedeutung und Ausgestaltung von Gemeinschaftsvorstellungen neu durchdacht werden können.

Die sorgfältigen Studien des ersten Teilbandes gründen zu einem großen Teil auf dem viel zu bescheiden als „Anhänge" deklarierten Bestand des zweiten Teilbandes: Tatsächlich finden sich hier eine Edition der Soester Gründungslegende („De institutione Paradisi et humili ingressu sororum", mit Übersetzung ins Englische), eine Edition des bereits erwähnten Bibliothekskatalogs aus Lemgo (inklusive aktueller Editionen und Arbeiten zu den aufgelisteten Werken), eine Beschreibung der Soester liturgischen Handschriften, Tabellen der überlieferten Sequenzen (samt einem Vergleich mit anderen zeitgenössischen Überlieferungsträgern aus dominikanischem Kontext), ausgewählte Sequenzen mit Noten- und Texttranskriptionen, Transkriptionen der Johannes-Offizien sowie von Initialen und Inskriptionen, ein Verzeichnis der Quellen dieser Inskriptionen, ganzseitige Farbabbildungen der untersuchten Handschriften auf knapp 350 Seiten, eine ausführliche Bibliographie und ein detailliertes Register.

Es ist kaum möglich, den thematischen Reichtum dieser Publikation und ihre Impulse für künftige Arbeiten angemessen zu würdigen. Die ungewöhnlich opulente und hochwertige Buchproduktion eröffnet ein beeindruckendes Panorama des Lebensalltags spätmittelalterlicher dominikanischer Frauengemeinschaften und vermittelt ungekannte Einblicke in Umfang und Praktiken der Ausbildung, Bestand und Nutzung der Bibliotheken, Modi der Buchproduktion sowie Inhalte und Strukturen domini-

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

kanischer Liturgie. Die exzellente Bildqualität lenkt das Augenmerk des Betrachters auf stets neue Aspekte und ergänzt so sicherlich fruchtbar die von der ULB Düsseldorf bereits besorgte Onlinepräsentation der untersuchten Handschriften. Zu guter Letzt aber verdeutlicht das Werk mit seiner modernen und qualitätvollen Präsentation den Mehrwert einer gründlichen Untersuchung, historischen Kontextualisierung und kritischen Auswertung mittelalterlicher Handschriften.

Julia Burkhardt, Heidelberg

Taguchi, Masaki, Königliche Gerichtsbarkeit und regionale Konfliktbeilegung im deutschen Spätmittelalter. Die Regierungszeit Ludwigs des Bayern (1314–1347) (Freiburger Rechtsgeschichtliche Abhandlungen. Abteilung B: Abhandlungen zur Deutschen Rechtsgeschichte. Neue Folge, 77), Berlin 2017, Duncker & Humblot, 439 S., € 89,90.

Im Jahr 2014 hat die deutsche Mittelalterforschung das 700-jährige Krönungsjubiläum Kaiser Ludwigs des Bayern mit einer Ausstellung und zahlreichen Veröffentlichungen gebührend begangen. Doch wer Interesse am Umgang des Wittelsbachers mit den Konflikten in seinem Reich hatte, sollte in den Publikationen zum Gedenktag nicht recht fündig werden. Diese Lücke schließt nun – zumindest für drei ausgewählte Landschaften des römisch-deutschen Reiches – die in den „Freiburger Rechtsgeschichtlichen Abhandlungen" erschienene Monographie Masaki Taguchis. Die Arbeit fragt nach den Beziehungen zwischen König respektive Königshof einerseits und Region andererseits, die aus den politischen Verhältnissen herausdestilliert werden sollen. Diesen Ansatz versinnbildlichen die modernen und deshalb vielleicht auch angreifbaren Begriffe „Vormacht", „Hegemonie", „unmittelbare Herrschaft" und „Autonomie", mit denen Taguchi allenthalben operiert.

Der Verfasser gliedert seine Studie in drei verschieden umfangreiche Kapitel, die den Regionen Mittelrhein (24–215), Elsass/Oberrhein (216–295) und schließlich Westfalen (296–351) entsprechen. Der Textteil zum Mittelrhein ist wohl auch deshalb länger, weil in einem eigenen Abschnitt die „Wege und Techniken der Konfliktbeilegung in der Region", also Fehde, Vermittlung, Schiedsgericht, die geistliche Gerichtsbarkeit und das Lehnsgericht allgemein vorgestellt werden (27–59). Dass gerade die königlichen Verfahren wie zum Beispiel die am Hofgericht in der Arbeit nicht eigens eingeführt werden und diese dann später nur im Kleinklein der Konflikte zur Sprache kommen, verwundert mit Blick auf den Titel des Bandes etwas. Ansonsten folgen die Kapitel zu den drei Regionen einem ähnlichen Aufbau: Zuerst werden jeweils die politischen Strukturen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachgezeichnet, danach anhand von Beispielen die Konfliktbeilegung illustriert, bevor schlussendlich Fälle präsentiert werden, an denen der König in irgendeiner Form beteiligt war.

Als empirische Grundlage hat sich der von Bernhard Diestelkamp herausgegebene fünfte Band der „Urkundenregesten zur Tätigkeit des deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451" aus dem Jahre 1987 angeboten, den Taguchi regelmäßig verwendet. Sowieso – und dabei handelt es sich um einen erwartbaren, jedoch betonenswerten Befund – überwiegt in der Summe die Nutzung regionaler Konfliktlösungsverfahren ohne den König jene der königlichen Gerichtsbarkeit bei Weitem (355). Besonders deutlich wird das im zweiten und dritten Kapitel zu den Regionen Elsass/Oberrhein und Westfalen, in denen der königliche Hof zur Zeit Ludwigs des Bayern selten bzw. niemals Halt gemacht hat, sodass das Reichsoberhaupt mit seinen Verfahren den Ereignissen dort schlichtweg zu fern gewesen sei. Für den mittelrheinischen Raum wertet

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Taguchi zuvorderst die ersten beiden Bände der erzbischöflich-mainzischen Regesten aus, wobei der Leser ab und an Geduld auf der Suche nach dem König beweisen muss und Taguchi sich in der Darstellung einer immensen Menge von Einzelkonflikten ohne königliche Beteiligung etwas verliert. Insofern Ludwig der Bayer dann berührt ist, liegt der Schwerpunkt generell auf der Zeit nach 1330 (22 f.), in der das Urkundenmaterial dichter wird, wie eine statistische Auswertung des fünften Bandes der Diestelkamp'schen Regesten auch leicht hätte zeigen können.

Unabhängig von der Frage, ob der König an der Regelung einer Streitsache mitwirkte oder nicht, kann Taguchi belegen, dass die Schiedsgerichtsbarkeit oder an die schiedsrichterliche Streitlösung angenäherte Verfahren in den drei Regionen erstaunlich häufig begegnen. Das Konzept von „institutionellen Schiedsgerichten" (37, 48, 59) darf in Frage gestellt werden, ist aber der älteren Literatur durchaus zu eigen und adäquat wiedergegeben. Ein Grund zumindest, weshalb die Schiedsgerichtsbarkeit derart häufig nachzuweisen ist, dürfte sein, dass sie vergleichsweise stark die Entscheidungen der Streitparteien berücksichtigte, anders etwa als autoritative Urteile, die sich in der Zeit Ludwigs weit seltener finden lassen. Dass die Entscheidung der Streitenden für eine schiedsgerichtliche Lösung einem „Sprung ins Ungewisse" (353) gleichgekommen sei, erscheint demgegenüber widersprüchlich. Welch großes Gewicht die Handlungsentscheidungen der Streitenden zunächst bei der Auswahl und dann auch während der Konfliktlösungsverfahren besaßen, wird anhand der Beispiele immer wieder deutlich und von Taguchi mal mehr, mal weniger auch betont (57, 213, 215, 282, 350). Mitunter aber schimmert das in einem Spannungsverhältnis dazu stehende Bild vom allwissenden Monarchen durch, dessen persönliche Haltung sich in seinen Urkunden und Mandaten ausgedrückt habe (152, 157, 214), wenn dieser nur die Gelegenheit hatte, in den einzelnen Regionen präsent zu sein.

Überhaupt neigt die Monographie eher liebgewonnenen und traditionellen Sichtweisen zu, womöglich weil überwiegend Literatur verwendet worden ist, die vor 2011 erschienen ist. Etwa eine Handvoll Darstellungen stammt noch aus dem Jahr 2012, eine immerhin von 2013. So hätte etwa das Konzept von Gerichts- und Rechtslandschaften, das Anja Amend-Traut gemeinsam mit anderen Rechtshistorikern in den Jahren 2007 und 2008 entwickelt hat, als theoretischer Ansatz gerade wegen des regionalen Blickwinkels eine Erwähnung verdient gehabt. Auch zur Fehde bringt Taguchi nur das Allerwesentlichste und Bekannteste (28–30). Die Formulierung, dass „auch in Westfalen häufig Fehden und Kriege geführt" worden seien (324), dürfte das Phänomen eher unterkomplex beleuchten. Ein anderes Beispiel ist die Trennung von Landfriedens- und Städtebünden, die Taguchi nach bekannter Manier zementiert (64 f.), wohingegen die jüngere Forschung diese eher aufzulösen versucht.

Dennoch finden einige strukturelle Verbindungen des Königtums in die einzelnen Regionen wie die Landfriedenseinungen (154) und die königlichen Landvögte (285, 295) zu Recht Erwähnung und ergänzen den bei Taguchi sonst dominanten Erklärungsansatz der Nähe-Ferne-Relation zwischen Throninhaber und Konfliktgeschehen. Herausgestellt wird auch die Flexibilität einzelner Verfahren, beispielsweise das Auftreten des königlichen Hofrichters als Schiedsrichter (169 f., 356). Generell überzeugen die Ausführungen immer dann, wenn der Verfasser die Konflikte im Detail und nicht nur episodisch in engem Takt beschreibt, obwohl dabei vielfach die königliche Gerichtsbarkeit und das politische Handeln Ludwigs arg in den Hintergrund treten. Die Neigung zu einem einfachen Satzbau mit vielen klar formulierten Hauptsätzen macht die Arbeit gut lesbar. Große Mühe hat sich Taguchi außerdem mit einem ausführlichen Personen- und Ortsregister sowie mit einem handlichen Sachregister gemacht, allesamt begrüßenswerte Abkürzungen für den Leser auf dem Weg zu den

Belegexemplar der Rezension in:
Zeitschrift für Historische Forschung 4/2017
Copyright Duncker & Humblot GmbH, Berlin